

1. Kapitel: Doppelpunkt

Doppelpunkt:

Ein Satzzeichen, das der Ankündigung von direkter Rede, Aufzählungen, Zusammenfassungen, Folgerungen und Ähnlichem dient.

Da wir das Schicksal „Leben“ nennen,
da jedes Leben zugleich eine Geschichte ist,
da ich nun beginne, die wichtigsten,
die erlesensten Details meines Lebens zu erzählen,
soll dies der Titel meines ersten Kapitels sein.

Kuledibi, Büyük Hendek-Straße 73, Menda Kohen Appartementhaus Nr. 6. Hier, unter dieser Adresse, hat die ganze Geschichte begonnen. Alle Geschichten beginnen immer unter irgendeiner Adresse. Meine Adresse befand sich in Kuledibi, in einer der beliebtesten Straßen in einem der meist geschätzten Viertel. Pera war in den Gründerjahren der Republik der modernste Stadtteil Istanbuls. Unsere dortige Wohnung, auch wenn man sie inzwischen längst abgerissen hat, lebt noch stets in meinen Erinnerungen wie in meinem Herzen weiter. Mit zunehmendem Alter ist mir immer klarer geworden, dass die Kindheit so wertvoll ist wie keine andere Phase sonst des Lebens.

Ich erblickte als erstes Kind von Korin und Binyamin Pinto am 8. Oktober 1936, am zweiten Tage des *Sukkot**, in der Nacht von Donnerstag auf Freitag, um zehn Uhr, im Französischen Krankenhaus das Licht der Welt. Als erster Enkel der Familie. Meine Mutter pflegte mir oft vom Tage meiner Geburt zu erzählen. Dr. Sinay soll damals der beste Arzt weit und breit gewesen sein, doch natürlich war er auch ungeheuer beschäftigt. Mein Vater mit seiner resoluten Art zögerte wie immer nicht lange und schaffte es, diesen vertrauenswürdigen Spezialisten ausfindig zu machen, der nicht nur eine Koryphäe im Bereich Geburtshilfe und Frauenheilkunde, sondern auf jedem Gebiet sehr bewandert war. Der Gedanke, dass meine Geburt komplikationslos verlaufen ist, macht mich froh. Denn meine Mutter – obwohl es ihr gelungen war, das Krebsleiden zu besiegen, das sie befallen hatte, bevor ich auf die Welt kam – war ihr Leben lang eine fragile, kränkelnde, schwache Frau. Unsere kleine Wohnung, die Zeugin all dieser Ereignisse wurde, bestand aus zwei Zimmern, plus einem Wohnzimmer und einer Küche. Sie war klein, aber sie gehörte uns. Unsere eigenen vier Wände.

Damals war es sehr wichtig, eine Wohnung sein Eigen nennen zu können. Die eine Hälfte des Wohnhauses gehörte meinem Großvater, die andere der Familie Menda. Mein Großvater Kohen wohnte in der Wohnung gegenüber von uns. Die Mendas, die selbst keine Kinder hatten, uns jedoch wie eigene Kinder behandelten, waren eine ausgesprochen liebe Familie. Wir redeten sie immer mit Madame und Monsieur Menda an. Sie hatten so einiges erlebt und durchlitten. Ich habe von ihnen viele Dinge gelernt und sehr schöne Stunden bei ihnen verbracht. Die Fenster meines Großvaters und der Mendas gingen, da sie an der Frontseite des Gebäudes wohnten, auf die Büyük Hendek-Straße hinaus. Unser Haus befand sich neben der heutigen Neve Schalom-Synagoge*. Gegenüber von

* **Sukkot:** Laubhüttenfest. Die Israeliten mussten nach ihrem Auszug aus Ägypten vierzig Jahre lang ein Nomadenleben führen. *Sukkot* ist ein Fest, in dessen Rahmen die Juden der Fürsorge Gottes gedenken, die sie damals erfuhren, und acht Tage lang einen Großteil ihres Alltags in selbstgebaute Laubhütten verbringen (*Anmerkung: Fußnoten, die mit * gekennzeichnet sind, gehen auf den Autor zurück, wurden jedoch – so vom Herausgeber für nötig erachtet –, von diesem ergänzt*).

* **Neve Schalom-Synagoge:** Sie wurde als größte Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde Istanbuls in Şişhane errichtet und am 25. März 1951 für den Gottesdienst eröffnet. Bis heute ist sie das größte jüdische Gebets- und Gotteshaus der Türkei.

unserem Haus gab es Fischläden, daneben einen Krämerladen und daneben wiederum betrieb der Barbier Vitali sein Geschäft, neben der Moschee auf der rechten Seite der Gemüse- und Obsthändler İshak. Ein Stück weiter in Richtung Kuledibi waren der Kurzwarenladen eines gewissen Eliya Pardo und an der Ecke Läden, in denen es Wein zu kaufen gab. Nachmittags hörte ich immer, wie die Frauen, die sich anschickten, das Abendessen vorzubereiten, zu den Fischhändlern hinüberriefen:

– *Dos pischkados*, Avram!

Wir lebten in einer der Wohnungen, die nach hinten hinausgingen. Von unserem Fenster aus konnte man die Bankalar-Straße und den Stadtteil Unkapanı sehen. Heute denke ich jedes Mal, wenn ich die Brücke von Unkapanı passiere, an die Leute zurück, die mit einem Glas Tee in der Hand an den Fenstern unseres Hauses lehnten und auf die Brücke blickten. Ich mag alles, was mich an früher erinnert. Egal, ob es einen süßen oder bitteren Beigeschmack hat, denn es ist ein Teil von mir. Je älter man wird, desto größeren Wert misst man der Vergangenheit bei. Man möchte immer wieder das seidene Bündel öffnen, indem sich die Relikte der Vergangenheit befinden, diese ausbreiten, sich an seine Erlebnisse erinnern, jedes einzelne von ihnen berühren. Auch wenn die Zeit so tut, als gehorche sie uns, so schaltet und waltet sie doch stets nach ihrem eigenem Gutdünken. Wenn man dies von vorneherein akzeptiert, hilft es einem dabei, neue Dinge leichter anzunehmen. So sehr es sich auch im Laufe der Zeit verändert haben mag, Kuledibi lässt dennoch jedes Mal, das mein Weg mich dort hinführt, meine Kindheit in vollster Lebendigkeit wieder vor meinem geistigen Auge aufleben.

Soweit ich mich erinnern kann, kümmerte sich mein Vater um den Haushalt, besorgte die Einkäufe, half mir und meinem Bruder bei den Hausaufgaben und kochte sogar hin und wieder. Meine Mutter hütete für gewöhnlich das Bett. An seltenen Tagen, wenn Gäste kamen, legte sie unermüdlichen Fleiß an den Tag, traf alle möglichen Vorbereitungen, bereitete den Gästen einen großen Empfang und wurde danach von einer großen Müdigkeit übermannt, von der sie sich tagelang nicht zu befreien vermochte. Immer wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, kommen mir meine Mutter mit ihrem lieben Gesicht in einem schönen geblühten Kleid, ihre haselnussbraunen Augen, ihre schwarzen Haare in den Sinn. Korin Pinto. Sie pflegte sich ihre Haare im Nacken zusammenzubinden. Den Müttern von damals war nicht wie den Müttern von heute der Luxus vergönnt, sich stets nach der neuesten Mode kleiden zu können. Sie sahen alle älter aus als sie tatsächlich waren. Das Leben, das sie führen mussten, und der Kampf ums nackte Überleben hatten sie schneller erwachsen werden und schneller altern lassen. Sie pflegten alle Arbeiten selbst zu verrichten. Ich habe nie miterlebt, dass jemand gekommen ist, um bei uns zu putzen.

Jahrelang kämpfte meine Mutter mit einem Fieber, dessen Ursache niemand festzustellen vermochte. Sie musste sechs Jahre lang das Bett hüten. Mein Vater gesellte sich jeden Morgen zu ihr, brachte ihr Kaffee und munterte sie mit lieben

Worten auf. Da sie sich kraftlos, wie sie war, nicht auf den Beinen halten konnte, nahm sie die Mahlzeiten immer alleine auf ihrem Zimmer ein. Ihr Gesicht war durch die Krankheit stets von Schwäche gezeichnet. Nichtsdestotrotz hat sie nie die Hoffnung verloren. Sie tat alles, was in ihrer Kraft stand, damit wir Freude am Leben hatten. Ich kann mich jedoch nicht daran erinnern, sie je geschminkt gesehen zu haben. Aber sie duftete immer herrlich nach Seife. Zum Frisör ging sie nur selten. Sie sagte immer, dass das Kreppeisen ihr die Haare verbrannte. Der berühmteste Frisör damals war Cevdet. Ich entsinne mich noch, dass sie sich ein paar Mal anlässlich eines Festes dort frisieren ließ. Es bereitete mir Freude, meine Mutter so gepflegt zu sehen. Ich wollte, dass es ihr gut ging, sie Spaziergänge unternahm, wie die anderen Mütter nach Beyoğlu zum Teetrinken und Einkaufen fuhr. Doch sie konnte das Haus nur selten verlassen. Ich spürte, dass sie keine Kraft hatte, und bei diesem Gedanken wurde mir ganz schwer um mein kleines Kinderherz, er stimmte mich sogar in meinen glücklichsten Momenten ganz melancholisch. Jahrelang ging das so. Für ein sensibles Kind wie mich war das unerträglich. Wenn ich daran zurückdenke, schmerzt es mich noch immer.

Ein Haus erhält seine Bedeutung durch eine Mutter. Denn es ist die Mutter, die ein Haus mit Leben erfüllt, die es aufrechterhält. Wenn einer Familie zuerst der Vater verstirbt, so verliert sie ihren Grundpfeiler, verstirbt jedoch die Mutter, so stürzt damit das ganze Fundament des Hauses ein, zerbricht die Familie. Auch meine Mutter war der stille Grundstein des Hauses, der alles hinnahm, allen Schwierigkeiten standhielt und darüber kein Wort verlor.

Nun zu meinem Vater. Binyamin Pinto war mittlerer Größe, kleiner als meine Mutter. Er hatte eingefallene Wangen, ein schmales Gesicht. Er war immer tadellos gekleidet, er achtete sehr auf sein Äußeres. Er war ein gesprächiger, aber ernster Mann, der wenig lachte und den Menschen tiefe Blicke hinter seinen Brillengläsern zuwarf. Ein Vater, der für seine Kinder alles tat und nach dem Grundsatz „Meine Familie geht über alles“ lebte. Er hatte das Lyzeum absolviert, was damals einem Hochschulbesuch gleichkam. Da er sehr ehrgeizig und klug war, hatte man ihn bei Firma Genoto¹ als Hauptkassierer angestellt. „Ein Kuruş² macht tausend Lira Unterschied“, pflegte er zu sagen und arbeitete oft bis Mitternacht. Eine Zeit lang war er als Hausmeister tätig. Und dann als Versicherungsvertreter. Als er für die Viktorto De Berlin-Versicherung arbeitete, war ich sieben Jahre alt. Eines Tages setzte ich mir in den Kopf, meinen Vater an seinem Arbeitsplatz in Karaköy zu besuchen. Für ein Kind war das ziemlich weit weg. Als ich beim heutigen Osmanlı Bankası-Museum angelangt war, sprang ich einfach mitten auf die Straße, um sie zu überqueren. Das herannahende Auto hatte ich dabei völlig übersehen. Von der Wucht des Aufpralls wurde ich in die Luft

¹ Hersteller von Lastkraftwagen in der Türkei (*Anmerkung: Fußnoten, die mit einer Nummer statt eines * versehen sind, stammen vom Herausgeber*).

² Kleinste türkische Währungseinheit („Groschen“).

geschleudert und fiel jäh wieder zu Boden. Ich verlor das Bewusstsein. Man brachte mich ins Krankenhaus. Ich hatte Fieber, man verabreichte mir eine Spritze und verständigte meinen Vater. Er eilte zu mir ins Krankenhaus und nahm mich mit nach Hause. Am Abend kam Bay Beja zu uns, einer der angesehensten Ärzte. Er wohnte im oberen Stockwerk und untersuchte mich noch einmal. „Das Kind wird nicht durchkommen“, sagte er.

Da ich selbst Vater bin, kann ich mir sehr gut vorstellen, welch bange Stunden man zu Hause durchlebte. Viel konnte mein Vater nicht tun, aber er beschloss letztendlich sich an Dr. Mandil zu wenden. Meine Mutter kam halb um vor Sorge. Sie weinte unablässig. Da damals noch niemand ein Telefon besaß, hatte man sich am Tünel-Platz auf die Suche nach dem Arzt gemacht und ihn schließlich gefunden. Erst nachdem er mich untersucht und gesagt hatte „Dem Kind fehlt nichts. Es soll sich ein wenig ausruhen. Das Fieber hat es wohl vor lauter Schreck bekommen. Machen Sie Sich keine Sorgen, morgen früh wird es runtergehen“, beruhigten sich meine Eltern wieder. Wer weiß, was vor allem meine arme Mutter durchlitten habe muss, bis er diese Diagnose stellte.

Kindern gibt es das Gefühl „schon groß“ zu sein, wenn sie ihren Vater auf der Arbeit besuchen. Das bringt sie einen Schritt näher in Richtung Erwachsensein. Ich musste mir wohl so sehr gewünscht haben groß zu sein, dass mich nichts und niemand mehr halten konnte. Wenn ich meinen Vater auf der Arbeit besuchte, fühlte ich mich wie ein Prinz. Die Kollegen meines Vaters verwöhnten mich sehr. Sie luden mich in ein schickes Restaurant, das Kolaro hieß, zum Essen ein und schenkten mir Bonbons. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt mir. Heute ist mir klar, dass sie dies taten, weil sie meinen Vater sehr mochten und schätzten. Ein Mensch hat seinen Eltern so vieles zu verdanken, zum einen natürlich seine Existenz, aber sie sind es auch, die uns eine Vergangenheit schenken, eine ordentliche Zukunft vorbereiten, dafür sorgen, dass wir eine schöne Kindheit haben und unser Leben mit den buntesten Erinnerungen bereichern. Ein ehrenhaftes Leben ist wichtiger als alles andere. Man muss immer sein Wort halten, ausgeglichen und ehrlich sein, koscher essen. Dies hatten mir meine Eltern schon im frühesten Kindesalter beigebracht.

Damals war es eine sehr aufregende Sache, einen Brief zu schicken und darauf eine Antwort zu erhalten. Ich glaubte, dass man sie einem Vogel ans Bein band, der sie dann austrug. Deshalb fragte ich mich immer, wenn ich auf dem Postamt war, wo denn wohl die Vögel seien. Als ich eines Tages meinen Vater aufs Postamt begleitete, fand ich, während er Briefmarken kaufte, zu seinen Füßen Geld. Soweit ich mich erinnern kann, war es für die damalige Zeit nicht wenig. Ich bückte mich, nahm es an mich und sagte: „Papa, Dir ist glaub’ ich Geld runtergefallen“ und gab es ihm. Mein Vater betrachtete das Geld. „Das ist nicht meins, mein Sohn“, sagte er und fragte schließlich die Umstehenden: „Hat hier jemand Geld verloren?“ Da wir den Besitzer des Geldes nicht ausfindig machen konnten, gingen wir zum Postdirektor. Aber auch dieser wollte das Geld nicht an sich

nehmen. Daraufhin sagte mein Vater: „Wenn jemand nach dem Geld fragen sollte, es ist bei mir.“ Er hinterließ unsere Adresse und wir gingen heim. Eine lange Zeit war verstrichen, und der Besitzer des Geldes hatte sich nicht gemeldet. Als mein Vater sich eines Abends mit meiner Mutter unterhielt, hörte ich ihn sagen:

„Korin, dieses Geld lässt mir keine Ruhe. Niemand hat sich danach erkundigt. Ich werde die Hälfte für die Armen spenden und die Hälfte dem Imam von der Moschee geben. Nur damit Du es weißt. Damit Du Bescheid weißt, wenn jemand fragen sollte. Damit am Ende niemand sagt, der Mann hat sich das Geld einfach genommen und in die eigene Tasche gesteckt.“

So ein ehrlicher Mensch war mein Vater. Selbst mit meinem kindlichen Verstand begriff ich, wie sehr er darum bemüht war, dass meine Mutter wieder gesund wurde, und sich abrackerte, damit wir zu Hause ein paar Kuruş mehr hatten. Vielleicht glaubte ich auch deshalb immer, dass er der aufopferungsvollste Vater der Welt war.

Die kostbarste Erinnerung an meine Eltern, die ich noch stets in meinem Herzen bewahre, ist das Bild, wie sie vor dem Fenster in unserem Wohnzimmer sitzen, Kaffee trinken und sich unterhalten. Es war, als hätte unsere Wohnung eine Zunge und würde jeden Moment beginnen zu reden, so lebendig war sie. Mit ihrer winzigen Küche am Ende des engen Flurs, rechts dem Bad mit Dusche und den zwei Zimmern rechts und links vom Wohnzimmer. Eines der typischen alten Häuser Beyoğlu, die einander beinahe glichen wie ein Ei dem anderen. Die Zimmer waren ganz dicht an einander gereiht und durch Türen miteinander verbundenen, weil die Frontseite des Hauses so schmal war. Rechts vom Wohnzimmer befand sich das Zimmer meiner Eltern, links davon mein Zimmer. Da wir uns alle an diese Aufteilung gewöhnt hatten, musste mein Bruder Daryo, der einige Jahre später geboren wurde, im Wohnzimmer schlafen. In meinem Zimmer befand sich ein begehrter Wandschrank, den man damals „*yukri*“ nannte. Wir bewahrten dort allen möglichen Hausrat auf. Wer aus dem Wandschrank etwas holen wollte, musste dafür mein Zimmer betreten. Wir lebten in diesem Haus wie die Protagonisten einer schönen Geschichte. Ein Leben wie im Film.

Ein weiterer wichtiger Mensch in meinem Leben war mein Großvater. David Kohen, der Vater meiner Mutter, lebte gemeinsam mit seiner zweiten Frau in der Wohnung gegenüber von uns. Er hatte 1934 sehr viel Geld an der Börse verloren und war pleite gegangen. Nachdem er über Nacht praktisch sein ganzes Vermögen verloren hatte, musste er sein Leben noch einmal ganz von vorne beginnen. Doch so tief er auch gefallen sein mochte, er war stets ein vornehmer und anständiger Mensch geblieben. Ich erinnere mich noch daran, wie mein Großvater altes Geld reparierte. Nach seinem Bankrott hatten ihm gewisse Firmenbesitzer, die ihn mochten und ihn nicht verlieren wollten, diese Arbeit vermittelt. Sie sammelten das alte Geld ein und brachten es zu ihm, und er besserte es aus. Ich gesellte mich oft zu ihm und beobachtete stundenlang voller Bewunderung, wie er bei seiner Arbeit vorging. Er redete wenig, war sehr nachdenklich. Manchmal

lehrte er mich wichtige Dinge über das Leben, stellte mir Fragen und hörte sich meine Antworten an. Aber er kommentierte sie nie. Ich konnte in seinem Gesicht lesen, ob ihm das, was ich erzählte, gefiel oder nicht. Manchmal runzelte er die Stirn, manchmal konnte ich an seinem Blick sehen, dass ihm meine Antwort gefiel, auch wenn er es eigentlich nicht zeigen wollte.

Eines Tages sagte er zu mir: „Komm, versuch’ auch Du es einmal, Bensiyon.“ Ich war furchtbar aufgeregt, zog mir einen Stuhl an den Tisch heran, setzte mich und versuchte, die Banknoten, die er mir reichte, an den Einrissstellen wieder zusammenzufügen. An jenem Tag begann ich, für ihn zu arbeiten. Fortan ging ich nach Schulschluss jeden Tag zu meinem Großvater. Seines Erachtens musste ich wohl gute Arbeit geleistet haben, denn eines Tages rief er mich wieder zu sich. „Hier mein Junge, das ist für Dich“, sagte er und drückte mir ein paar Münzen in die Hand. Ich konnte gar nicht glauben, dass er mir ab sofort einen wöchentlichen Lohn zahlen wollte. Ich hatte angefangen, genau wie die Erwachsenen Geld zu verdienen. In meiner Hand hielt ich mein erstes Geld. Ich hatte gearbeitet und Geld verdient. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Mein Wochenlohn betrug sechzig Kuruş. Mit diesem Geld konnte ich mir einen Kinobesuch leisten. Wenn ich vierzig Kuruş mehr gehabt hätte, hätte ich mir auch zwei belegte Brötchen kaufen können. An jenem Tag hatte ich das Gefühl zu schweben. Es kam mir vor, als könnte ich mir alles kaufen, was ich wollte. Ich hielt mich für den reichsten Menschen der Welt.

Eines Tages in den Schulferien drängten mich meine Freunde, mit ihnen ins Kino zu gehen. Ich hatte kein Geld bei mir. Einer meiner Freund sagte: „Hol doch eine Lira von dem Geld, das Dein Opa repariert, das wird er sowieso nicht merken. Und wenn Du Deinen Lohn kriegst, tust Du es einfach wieder an seinen Platz.“ Was sich Kinder eben so aushecken. Auf dem Tisch meines Großvaters standen die Schachteln mit dem Geld. Und ich würde ja auch nur eine Lira nehmen. Und so bediente ich mich. Zuerst gingen wir ins Kino, dann Sandwiches essen. Als ich am Abend die Wohnung meines Großvaters betrat, fand ich ihn auf allen Vieren auf dem Boden nach einem Liraschein suchend vor. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Als mein Großvater mich erblickte, fragte er:

„Mir fehlt eine Lira. Weißt Du vielleicht, wo sie ist?“

Mit zitternder Stimme antworte ich: „Keine Ahnung, Opa, ich habe sie nicht gesehen.“ Er war ein sehr strenger Mann, der seine Prinzipien hatte. Er blickte mir direkt ins Gesicht und sagte „Dann werden wir morgen weitersehen“, und wechselte das Thema. Weil er so ruhig war, legte sich auch meine Angst ein wenig. Er hatte mich also nicht verdächtigt. Wir setzten uns hin und begannen zu arbeiten. Eigentlich plauderte ich sehr gerne mit meinem Großvater, aber an jenem Abend brachte ich kein Wort über die Lippen. Als mein Vater eine Stunde später von der Arbeit kam, erzählte mein Großvater ihm, was geschehen war. Kaum waren wir in unserer Wohnung, fragte mich mein Vater: „Was hast Du heute gemacht?“ „Wir waren im Kino, Papa. Und danach haben wir Sandwiches gegessen.“

„Woher hattest Du denn so viel Geld, dass Du Dir das heute alles leisten konntest?“, wollte er wissen und sah mir direkt in die Augen. Ich antwortete nicht. Mein Vater blickte mir weiter in die Augen. Minute um Minute verstrich, und er wendete seinen Blick nicht ab. Als ich immer noch nicht antwortete, fügte er hinzu:

„Soweit ich weiß, hattest Du gar nicht genug Geld, um ins Kino zu gehen. Falls Du Dir etwas aus der Geldschachtel Deines Großvaters genommen hast, kannst Du es mir ruhig sagen. Das ist nicht so schlimm. Aber wenn Du mich anlügst, rede ich nie wieder mit Dir.“

Ich schämte mich in Grund und Boden. Bauchschmerzen bekam ich auch. Unter Tränen gestand ich meinem Vater die Wahrheit.

„Komm mal her“, sagte er. Ich näherte mich ihm langsam.

„Sieh mal, mein Sohn, was Du getan hast, lässt sich eigentlich in keiner Weise entschuldigen, aber da Du mir die Wahrheit gesagt hast, will ich Dir ausnahmsweise noch einmal verzeihen. Wenn Du so etwas noch einmal tust, rede ich nie wieder mit Dir.“ Er nahm eine Lira aus seiner Tasche.

„Hier, steck' die ein. Und morgen tust Du so, als hättest Du sie auf dem Boden gefunden, und gibst sie Deinem Großvater.“

„In Ordnung, Papi. Danke. So einen Fehler begehe ich nie wieder, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.“

Eine Lira war viel Geld. Man konnte davon Brot, Käse und Spezialitäten wie *Bulema-Börek*³ kaufen, einen Frühstückstisch füllen. Es rührt und beschämt mich noch immer, dass mein Vater mir von dem wenigen Geld, das wir besaßen, eine Lira gab, damit ich meine Ehre bewahren konnte. Ich war ein kleiner Lausbub. Erst viel später wurde mir bewusst, wie schwer es ist, Eltern eines ungezogenen Kindes zu sein.

Am nächsten Morgen ging ich zu meinem Großvater. „Hast Du das Geld gefunden, Opa?“, fragte ich. „Nein“, sagte er. „Dann lass' uns noch einmal gemeinsam danach suchen“, schlug ich vor und wie mein Vater abgesprochen, tat ich so, als hätte ich das Geld gefunden. Mein Großvater nahm das Geld wortlos an sich und verließ das Zimmer. Wenig später kehrte er mit einem Seil in der Hand zurück.

„Komm mit, Bensiyon.“

Ich verstand nicht, was er vorhatte, aber ich folgte ihm. Er öffnete die Wohnungstür und befestigte das Seil am Treppengeländer im Treppenhaus.

„Los, lehn' Dich mit dem Rücken ans Geländer.“

Ich tat, was er sagte, und er band mich an das Geländer.

„Du hältst Dich wohl für schlau, kleiner Mann. Nun denk mal darüber nach, was es bedeutet zu lügen und zu stehlen. Hier hast Du jede Menge Zeit dafür.“

³ Mit Spinat gefülltes Blätterteiggebäck, eine Spezialität der sephardischen Juden der Türkei.

Er ging in die Wohnung zurück, ließ mich allein im Treppenhaus an das stählerne Geländer gefesselt zurück und schloss die Türe hinter sich. Da stand ich nun wie angewurzelt. Wenig später erlosch auch noch das Licht. Das war zu viel für mich. Schon immer hatte ich eine Heidenangst vor der Dunkelheit gehabt. Ich begann zu weinen. Einerseits, weil ich mich fürchtete und andererseits, weil ich mich so sehr schämte. Meine Mutter musste es wohl gehört haben, denn sie öffnete die Türe und rief: „Bensiyon, mein Sohn, was hast Du denn?“ Als sie mich sah, erblich sie. Ich war noch nicht einmal imstande ihr zu antworten, so sehr weinte ich. Sie eilte zu mir.

„Was ist denn passiert, mein Schatz? Wer hat Dich hier festgebunden?“

Auch diesmal war ich außerstande, ihr zu antworten, so sehr weinte ich noch immer. In jenem Augenblick öffnete sich die Tür und die imposante Gestalt meines Großvaters erschien auf der Schwelle.

„Ich habe ihn dort festgebunden. Und da soll er auch bis heute Abend bleiben. Vielleicht ist er dann wieder zur Vernunft gekommen. Er hat nicht nur Geld von mir gestohlen, sondern mich auch noch angelogen, und dafür schämt er sich nicht einmal. Er hat mich für dumm verkaufen wollen und mit mir überall das Geld gesucht. Nun soll er begreifen, was es heißt, seinen Großvater zu belügen. Er soll dafür büßen.“

Was konnte meine arme Mutter da tun? Schließlich konnte sie ihrem Vater nicht einfach widersprechen. Auch wenn sie es mir von sich aus nie angetan hätte, musste sie nun in die Wohnung zurückkehren und mich im Treppenhaus zurücklassen. Ich war vom vielen Weinen schon ganz heiser, aber bis mein Vater abends nach Hause kam, hatte sich mein Großvater immer noch nicht erbarmt und mich losgebunden. Als ich sah, wie verwundert mein Vater dreinschaute, als er mich erblickte, begann ich erneut zu weinen. Ich erzählte ihm, was geschehen war. Er hörte sich alles an und sagte dann: „Siehst Du? Dein Großvater ist nicht so sehr darüber verärgert, dass Du das Geld genommen hast, sondern viel mehr darüber, dass Du ihn angeschwandelt hast. Ich binde Dich jetzt los und dann wirst Du Dich sofort bei ihm entschuldigen.“ Er band mich los. Meine Handgelenke hatten sich am Strick ganz rot gescheuert. Ich litt. Aber nicht, weil ich Schmerzen hatte. Die Gewissensbisse, die mich plagten, waren viel schrecklicher. Ich wollte mich so schnell wie möglich bei meinem Großvater entschuldigen und sein Vertrauen wiedergewinnen. Ich klingelte bei ihm. Mein Großvater öffnete stirnrunzelnd, ließ die Türe offenstehen und ging zurück ins Wohnzimmer. Dass er mich nicht sofort abgewiesen hatte, ließ mich Hoffnung schöpfen. Er ging langsam und ließ sich schließlich in seinem Sessel nieder. Aus dem Radio drang die Melodie von Müzeyyen Senars „*Akşam oldu, hüziinlendim ben yine*“ und mein Großvater hatte sich schon vor einer ganzen Weile seinen *Rakı* und einen Teller mit Honigmelone und Käse zurechtgestellt.

„Nun, Bensiyon Pascha, sind Sie wieder zur Vernunft gekommen? Haben Sie Antworten auf die Fragen gefunden, die ich Ihnen gestellt habe?“

„Opa“, rief ich und fiel ihm um den Hals. Das war wohl das erste Mal in meinem Leben, dass ich den Mut dazu fand. „Bitte verzeih mir. Ich werde so etwas nie wieder tun.“

Er packte mich am Arm und schob mich ein Stück von sich.

„Was auch immer geschehen mag, lüge nie wieder irgendjemanden wegen irgendetwas an. Du hättest es mir sagen müssen, dass Du Geld brauchtest, um ins Kino zu gehen. Gut, zwar hätte ich Dir kein Geld gegeben, aber trotzdem. Du bist schon ein großer Junge. Du musst lernen, mit Deinem Geld hauszuhalten, nicht alles an einem Tag auszugeben und es für Zeiten aufzusparen, in denen Du es einmal nötig brauchen wirst.“

„Ich verspreche es Dir, Großvater, so was werde ich nie wieder tun. Ehrenwort. Schau, ich küsse für Dich die *Mesusa**.“

„Komm her!“ Er brüllte fast. Ich war vor lauter Schreck außerstande, mich vom Fleck zu rühren, drehte mich aber zu ihm um.

„Komm ja nie wieder auf die Idee, mit einem Schwur beweisen zu wollen, dass Du die Wahrheit sagst. Du hast heute eine ordentliche Lektion bekommen. Ich bin mir sicher, dass Du in Zukunft immer die Wahrheit sagen wirst.“

Er gestattete mir, dass ich ihn umarmte. Früher war es nicht sehr üblich, Kinder zu umarmen oder zu küssen. Das entsprach nicht dem damaligen Erziehungsverständnis. Ich hatte einen Albtraum durchlebt, und nun war er vorbei. Eine merkwürdige Strafe hatte mein Großvater sich da für mich ausgedacht. Heute denke ich, dass es eine ziemlich harte Strafe war. Dennoch will ich nicht leugnen, dass mein Großvater mich mit dieser Strafe sehr vieles gelehrt hat. In der damaligen Zeit war das vielleicht die richtige Art von Strafe. Er selbst war auch so streng erzogen worden. Man hatte andere Vorstellungen von Richtig und Falsch. Ich ging nach Hause. Man sah mir wohl an, dass mein Großvater mir verziehen hatte, denn weder meine Mutter noch mein Vater stellten mir noch einmal irgendeine Frage bezüglich dieses Vorkommnisses. Meine Mutter sagte nur: „Komm, mein Sohn, wasch Dir das Gesicht und dann lass’ uns essen.“ Mehr nicht. Als Kind denkt man immer, man würde nie alt, der eigenen Familie und den Freunden könne nie etwas zustoßen und sämtliche Verluste würden nur die anderen erleiden. Als ich meinen Großvater verlor, schloss sich in meinem Herzen eine Türe, die nichts und niemand je wieder zu öffnen vermochte.

Nun zum Vater meines Vaters. Mein Großvater Bensiyon Pinto war der Geschäftsführer der seinerzeit größten Druckerei namens *Fratelli Hayim*. Und aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit sprach er ausgezeichnet Türkisch. Er war Ab-

* *Mesusa*: Im Judentum ein handgeschriebenes Schriftstück bestehend aus Texten des alten Testaments, die auf einem kleinen Lederstück in einer Kapsel an Türpfosten der Wohnung oder des Arbeitsplatzes befestigt wird. In diesen Texten werden die Menschen ermahnt, der Gottesliebe Vorrang zu geben und ein Leben nach den Geboten Gottes zu führen.

solvent einer *Alliance*-Schule* und war ein sehr kluger Mann. Er war sehr autoritär, hätte jedoch nie jemanden beleidigt und hielt zu allen stets eine gewisse Distanz. Er war ein herzensguter Mann, ein Genussmensch und dem Trinken sehr zugeneigt. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er noch einmal geheiratet. Mein Vater war eines der vier Kinder aus seiner ersten Ehe. Aus der zweiten Ehe gingen noch drei weitere Kinder hervor, aber die neue Frau meines Großvaters behandelte meinen Vater keinesfalls stiefmütterlich. Mein Großvater war beruflich sehr erfolgreich. Er hatte dreihundert Angestellte. Seine Maxime war, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Musik hören und essen waren seine Lieblingsbeschäftigungen und er war stets bestrebt, die Familie bei jeder Gelegenheit um sich zu versammeln. Seine Wohnung war für mich voll schönster Erinnerungen an meine Kindheit. Im Wohnzimmer stand an der rechten Wand ein riesiges Klavier. Wann immer meine Tanten mit jugendlicher Emotionalität in die Tasten griffen, bewegten mich die Melodien zutiefst, so dass das Klavier für mich stets ein magisches Instrument verkörperte. Die Bilder an der Wand, der silberne Kerzenständer auf dem Klavier, das Grammophon, all dies waren Gegenstände wie aus einer Traumwelt. Jeden Abend wurde in jenem Hause musiziert. In der Küche bereitete man die köstlichsten Gerichte der Welt zu. Sie wurden an dem großen Tisch, den man im Wohnzimmer herrichtete, verzehrt. Mit zunehmendem Alter verlagerte mein Großvater seine Gewohnheit, auf dem Heimweg noch ein Gläschen zu trinken, nach Hause. Noch heute sehe ich seine Wohnung vor mir, wenn ich klassische Musik höre. Mir erschien alles wie ein Märchen. Und dieses Märchen habe ich mir stets als mein ganz persönliches Märchen in meinem Herzen bewahrt. Meinen Großvater zu Hause zu besuchen war für mich gewissermaßen wie einen Film anzusehen, der in einem Palast spielte. Von den Teppichen auf dem Fußboden, über die Familienfotos auf der Anrichte bis hin zum unendlich weiten Ausblick auf das Goldene Horn erschien alles wie gemalt. Vom Wohnzimmer gelangte man auf einen großen Balkon. Mein Großvater trank dort sehr gerne seinen *Raki*. Er war ein echter Genussmensch. In unseren Augen war es eine luxuriöse Wohnung. Am Ende des langen Flurs befand sich auf der linken Seite ein Badezimmer, auf der rechten das Zimmer von Onkel Baruh.

* ***Alliance*-Schulen:** Bildungseinrichtungen der *Alliance Israélite Universelle*. Ursprünglich in Frankreich gegründete, vor allem zur Bildung der Juden orientalischer Länder bestimmte Schulen, die der französischen Kultur Vorrang gaben und in manchen Staaten und Regionen auch Handwerksausbildungen anboten. Die Schulen der *Alliance* orientierten sich eher an einem durch die französische Kultur geprägtem Bildungssystem, als an den traditionellen Bildungsstätten, in denen den auf der Lehre des Talmud basierenden jüdischen Gesetzen größeres Gewicht beigemessen wird. Sie wurden von der osmanischen Regierung nach 1863 in bedeutenden Städten wie Thessaloniki, Istanbul, Izmir, Gelibolu, Edirne, Bagdad und Damaskus eröffnet. 1924 erteilte das Bildungsministerium der jungen Türkischen Republik der Schule Anweisung, die Beziehungen mit Paris abzubrechen, was zur Folge hatte, dass die Schulen der *Alliance* in der Türkei rechtlich nicht mehr existieren durften. Ab Juni 1924 wurde in den Schulen in türkischer Sprache unterrichtet.

Mein Onkel war ein sehr gebildeter Mensch. In seinem Zimmer gab es unendlich viele Bücher. Er war ein richtiger Bücherwurm. An der Wand hingen Degen aus seiner Zeit beim Militär. Jene Degen wurden später im Rahmen des Putsches vom 27. Mai (1960, Anm. des Herausgebers) vom Militär eingezogen. Er ist Jahrgang 1917 und bekleidete hochrangige Führungsposten bei großen Firmen wie Genoto und Grünberg Ticaret. Meines Erachtens war es sein Forscherdrang, der ihn so erfolgreich gemacht hat. Ich bin sehr stolz auf ihn. Er ist ein unglaublich belesener und gebildeter Mensch und hat selbst drei Bücher geschrieben. Zurzeit arbeitet er an seinem vierten. Er pflegte gemeinsam mit meinem Vater Backgammon zu spielen. Beim Würfeln machten sie Witze und stachelten sich gegenseitig an. Mein Vater rief immer:

„*Penc ü se, fünf und drei!*” Und mein Onkel antwortete:

„*Severim güzeli gencüse, ich lieb’ sie, aber jung soll sie sein!*”

Die beiden haben sich immer prächtig verstanden. Auch meine Tanten Sara und Sultana freuten sich, wenn sie die beiden so zusammen sahen, wir waren eine große, friedliche und ruhige Familie.

Mein Onkel war ein echter Pinto. Ungeduldig und impulsiv. Nun lebt er alleine in Israel. Seine Tochter Ofra Fridman wohnt allerdings ganz in seiner Nähe und kümmert sich um ihn. Seine Enkelkinder Yasemin und Lian sind seine große Freude. Mein Onkel hing sehr an meiner Tante Sonia. Meine Tante klagte zwar zuweilen über seine entsetzliche Ungeduld, aber sie hat ihn stets geliebt. Ich selbst bin auch ein sehr ungeduldiger Mensch, aber ich glaube, dass dies der einzige Punkt ist, in dem ich eher nach den Pintos als nach den Kohens komme. Meinem Großvater bin ich überhaupt nicht ähnlich. Ich habe mit Alkohol überhaupt nichts am Hut. Anstandshalber habe ich immer meinem Gegenüber mit einem Gläschen Gesellschaft geleistet, aber mir ist es nie gelungen, Freude am Trinken zu finden.

Im Jahre 1949 endete die Geschichte unserer Hausgemeinschaft. Meine beiden Tanten wanderten nach Israel aus. Und mein Großvater folgte ihnen schließlich. 1956 mussten wir dann für immer von ihm Abschied nehmen. Damals gab es ein Gesetz in Israel: Wer sich in Israel niederließ und nicht bis zu einem bestimmten Datum einen entsprechenden Antrag stellte, verlor die Staatsbürgerschaft desjenigen Landes, in dem er zuvor gelebt hatte. Meine Familie muss diese Frist wohl nicht eingehalten haben, denn mein Großvater verlor seine türkische Staatsbürgerschaft, was er nicht verkraften konnte. Im Laufe der Zeit verlor er seinen Verstand und verstarb in dem Krankenhaus, in das man ihn eingeliefert hatte. Man kann wohl sagen, dass er voller Heimweh von uns gegangen ist. Eine ähnliche Angst beschlich offenbar auch meinen Vater an seinen Lebensabend, denn wann immer ich ihm vorschlug: „Mach doch mal eine kleine Reise nach Israel und besuche meinen Bruder”, sagte er, dass er Angst hatte, dort hinzufahren. Er fürchtete, wie sein Vater seine Staatsbürgerschaft zu verlieren. „Dieser Bursche macht aus mir noch einen Israeli, ich fahr’ nirgendwohin”, hatte er gesagt.

Ich glaube auch, dass mein Vater, beeinflusst durch meinen Großvater, nicht sehr religiös war. Zum Beispiel kann ich mich nicht daran erinnern, dass bei uns freitagabends der *Kiddusch** gelesen wurde. Diesen Brauch habe ich von meinem Schwiegervater übernommen und stets fortgeführt. Und das war gut so. Es ist sehr wichtig, dass man seinen Traditionen und religiösen Pflichten gebührenden Wert beimisst.

Meine Großmutter väterlicherseits, Belinda Pinto, war hingegen ein ganz anderer Mensch. Eine echte Istanbuler Dame. Sie lebte zuletzt gemeinsam mit meinem Großvater in Israel, und da sie nicht mehr gut sah, ließ ich mich immer zu ihren Füßen nieder, um mich mit ihr zu unterhalten. Und sie pflegte mich zu berühren, mir auf die Schulter zu schlagen und lauthals über meine Erzählungen zu lachen. Um sie zu sehen, machte ich auf jeder meiner Reisen nach Israel einen Abstecher nach Akkon. Ich holte sie zu Hause ab, ging mit ihr spazieren. „Willst Du denn gar nicht das Grab Deines Großvaters besuchen?“, pflegte sie mich zu fragen. Das war für sie ein sehr wichtiger Gang, der unbedingt unternommen werden musste.

Mein Großvaters Bensiyon Pinto wohnte ebenfalls in der Yazıcı-Gasse. Auch bei ihm wurde zu Klaviermusik und bei Kerzenschein gegessen. Ich sagte ja bereits, in jenen Jahren erlebte ich eine Kindheit wie im Märchen. Damals lebten noch alle, waren glücklich und fröhlich. Einzig meiner Mutter ging es weniger gut, aber für sie betete ich unablässig.

In unserer Straße begann der Tag bereits sehr früh. Wir hatten in Galata etliche jüdische Nachbarn. Die Ladeninhaber kannten alle Leute. Die Gebäude waren sozusagen alte Freunde, die sich gegenseitig stützten. Altherwürdig, aber erfahren, alles Gewesene für immer verinnerlicht, mit dem Gebaren jemandes, der viel weiß, aber einst unwissend war, versuchten sie einander aufrecht zu halten.

Über Kuledibi lag, trotz des vornehmen Flairs, auch eine merkwürdige Melancholie. Die Menschen waren anders als jene, die heute dort leben. An Stelle des Geldes zählte noch ein Versprechen, statt persönlicher Interessen Loyalität. Wenn jemand auf etwas sein Wort gab, so war das genauso viel wert wie ein schriftliches Dokument. Lebenserfahrung hatte einen großen Stellenwert, genauso wie eine gute Nachbarschaft. Wenn in unserem Viertel Washtag war, halfen sich alle gegenseitig beim Wäscheaufhängen auf der Terrasse. Wir hatten einen ungeheuren Spaß daran, auf den Terrassen der verschiedenen Gebäude zu spielen. Meine Mutter, die fürchtete, dass wir die Wäsche dabei wieder dreckig machen könnten, rief dann immer:

„Nimm Dich in Acht, Bensiyon, sonst sag ich's Binyo.“

* **Kiddusch:** Heiligung. Ein Segensspruch, der am Sabbat, Feiertagen und zu besonderen Anlässen vor dem Essen bei Tisch über einem Becher Wein gesprochen wird. Im jüdischen Glauben symbolisiert Wein Freude und Frohsinn und wird daher zu Beginn von Feierlichkeiten getrunken.

Immer wenn meine Mutter aufgebracht war, nannte sie meinen Vater „Binyo“, das war die Koseform von Binyamin Pinto. Aber man konnte an ihrem Tonfall erkennen, dass sie nicht ernsthaft böse war, sondern sich freute, dass wir unseren Spaß hatten. Um zu baden, pflegte man ins *Hamam* zu gehen. Als ich klein war, ging ich immer mit meiner Mutter, später dann mit meinem Vater dort hin. Jahre später, als wir in die Wohnung an der Frontseite des Hauses, in dem wir wohnten, zogen, bekamen wir dann erstmals eine eigene Dusche. Zwar hatten wir kein warmes Wasser, aber was machte das schon? Sie erschien uns wie ein Geschenk des Himmels. In unserer Küche stand ein kleiner Schrank, der sich „*taraba*“ nannte. Dort wurden leicht verderbliche Vorräte wie Fleisch oder Käse aufbewahrt. Jedenfalls blieben alle Nahrungsmittel dort drinnen schön kühl. Auf der Steigung rechts von unserem Haus befand sich der Laden des Zuckerbäckers Moiz Belifante. Meister Moiz machte Puddingcreme mit und ohne Kakao und war berühmt für seinen *lobusa şekeri** und sein Milchgebäck. Die *Brit Mila** wurden zu Hause vorgenommen. Alle kauften ihre Zuckergeschenke für die Beschneidung bei Meister Moiz. In Zellophanpapier gewickeltes Milchgebäck, echte Mandelpaste, einzeln verpackte Schokoladenpralinen, ein paar Mandeln – das war die klassische Füllung der Zuckertüte. Viele Jahre später entschied sich auf Anraten seiner Mutter auch mein Sohn Hayim anlässlich der Beschneidung seiner Zwillinge für diese Zusammenstellung. Eier wurden damals noch per Hand schaumig gerührt. Sämtliche Kinder des Viertels pflegten sich zu versammeln, um zu sehen, wie Moiz Eier zu Schaum aufschlug, wir waren fasziniert davon, wie viel Kraft er in den Armen hatte. Knallgelbe Eier verwandelten sich unter seinen Händen nach einer Weile in schneeweißen Schaum. Für zehn Kuruş konnte man sich Puddingcreme, für fünf Kuruş Schokoladenstäbchen kaufen. Moizs größtes Meisterwerk waren jedoch seine *akide şekeri*, eine Art runder, flacher Fruchtbonbons, die leckersten Bonbons die ich in meinem Leben je gegessen habe. Aber vielleicht schmeckt in der Kindheit auch einfach alles anders. Er goss die Zuckermaße für die *akide şekeri* immer auf eine kalte Marmorplatte, und sobald sie fest geworden war, schnitt er sie von Hand. Wenn die Bonbons dann ins Schaufenster gestellt wurden, glitzerten sie knallrot unter den Lichtern.

Die schmale Gasse, die von unserer Straße abging, war die Straße der Geflügelschlachter. Dort wurden die Hühner geschlachtet, ihre Federn verschickt und ihr Fleisch verkauft. Bei uns war es Brauch, vor dem *Jom Kippur** einen Hahn zu

* *Lobusa şekeri*: rot gefärbter Zucker, aus dem mit verschiedenen Gewürzen wie Nelken und Zimt ein Sirup hergestellt wird, den man traditionell den Wöchnerinnen nach der Entbindung u. a. zur Anregung des Milchflusses reicht, aber auch Besuchern anbietet

* *Brit Mila*: Beschneidung, zuweilen auch Bezeichnung für die Beschneidungsfeier. Ein jüdisches Baby wird, sofern keine medizinischen Einwände bestehen, am achten Tag nach seiner Geburt in einer besonderen religiösen Zeremonie und von einem hierfür eigens geschulten Kleriker beschnitten.

* *Jom Kippur*: Versöhnungstag. Der 10. Tag des neuen Jahres nach jüdischem Kalender, den die Juden fastend und mit Gottesdiensten verbringen. Sie bemühen sich um die Vergebung

schlachten. Es gab damals so viele arme Leute, dass man sich am Festtage nahezu um das Fleisch, das gespendet wurde, raufte. Freitags wurde hingegen Fisch gegessen. Die Fischhändler sehnten sich immer den Freitag herbei. Die Straßen, auf die man trifft, bevor man zur Italienischen Synagoge gelangt, lagen allesamt nach dem Feuer von Bereketzade⁴ im Jahre 1945 in Schutt und Asche. Die Hitze des Feuers war bis zu uns vorgedrungen. Wenn Feiertag war, dann kümmerte es die Menschen wenig, um welches Fest es sich handelte und zu wessen Ehren es begangen wurde, man feierte bis nachts um drei draußen auf der Straße. Wir beobachteten das Treiben immer vom Fenster meines Großvaters aus. Man aß abends Pfannkuchen mit Puderzucker. Da ich noch klein war, durfte ich so spät nicht mehr nach draußen, aber mein Vater brachte immer ein paar Pfannkuchen hinauf, die wir dann auf dem Balkon aßen.

Wir Jugendlichen hatten damals sehr viel Glück und hoffnungsvolle Aussichten. Heutzutage kann ein junger Mensch sich noch nicht glücklich nennen, wenn er viel Arbeit und Zukunftsperspektiven hat und anständig ist. Das ist noch nicht genug.. Man muss stets auf der Hut sein, darf nicht stolpern und muss auch die Kehrseite der Dinge kennen. Als ich noch Kind war, setzten die Erwachsenen mit ihren Gesetzen unserem Leben Grenzen. Vielleicht fiel es uns deshalb nicht so schwer wie der Jugend von heute, uns an Gesetze zu halten. Wir wären nie auf die Idee gekommen, Gesetze oder Grenzen infrage zu stellen.

Ich liebte Fußballspielen über alles. Das einzige Spielzeug, das ich besaß, war ein Ball. Als ich eines Tages wieder einmal wie ein Wilder am Turm Fußball spielte, stieß ich dabei mit dem Kopf so heftig gegen eine Mauer, dass mein Gesicht und meine Augen plötzlich blutüberströmt waren. Aber vor lauter Angst, was denn wohl meine Mutter dazu sagen würde, spürte ich noch nicht einmal, wie weh es tat. Meine Mutter schimpfte schließlich ein wenig mit mir, während sie meine Wunde reinigte, aber sie sah von einer richtigen Standpauke ab, da sie wohl spürte, dass ich Angst hatte.

Zwischen 1945 und 1950 war es sehr in Mode, am Wochenende nach Yalova oder Gökçedere zu fahren. Man bestieg in Karaköy einen Schaufelraddampfer, lief nach zweieinhalb Stunden Fahrt in Yalova ein und fuhr von dort aus mit einem „Schnauzenbus“ weiter nach Gökçedere. In Yalova gab es zahlreiche Luxushotels. Viele Parlamentsabgeordnete und Minister verbrachten dort ihre Wochenenden. In Gökçedere dagegen gab es keine Luxushotels wie in Yalova. Man übernachtete in kleinen sauberen Pensionen, in sehr schlichten Zimmern. Auch einige Dorfbewohner vermieteten Zimmer. In der Regel fuhr man am Samstagmorgen los und kam sonntagabends wieder zurück. In der Zeit, die einem dort blieb, picknickte man, unternahm Spaziergänge zu den umliegenden Dörfern, verlebte vergnüg-

Gottes für die Sünden, die sie im vergangenen Jahr gegenüber anderen Menschen begangen haben und suchen Gottes Nähe. Sie geloben, künftig ein Leben nach Gottes Geboten zu führen.

⁴ Ein Bezirk im Stadtviertel Beyoğlu.

che Stunden. Wer finanziell besser gestellt war, fuhr jedoch nach Yalova zum Tee-trinken. Manchmal fuhren wir auch nach Çınarcık und machten Fotos am Strand. Man erlebte jeden Moment in engster Verbundenheit mit den anderen, verbarg nichts vor einander, sondern teilte alles. Ob die Menschen damals anders waren oder die Zeit in einem anderen Tempo verstrich, weiß ich nicht. Was ich weiß, ist, dass die Blicke der Menschen damals gefühlvoller waren. Ihr Zorn und ihre Liebe waren echt. Aufregung, Trauer, Freude wurden in einer Form, die der eigentlichen Bedeutung des Wortes angemessen war, wirklich gelebt.

Ich glaube nicht, dass ich ein besonders ungezogenes Kind war, aber ich gehörte auch nicht unbedingt zur braven Sorte. Für mich bestand das Leben nur aus Spielen. Weil ich immer bis in die Abendstunden spielte und hinter meinem Ball herrannte, war ich so müde, dass ich schon begann einzunicken und davon zu träumen, was ich am nächsten Tag spielen würde, während ich noch bei Tisch saß und aß. Ich träumte für mein Leben gerne. Und tue es auch heute noch gerne. Träume ermöglichen einem, sich weiterzuentwickeln. Man darf sich nur nicht so sehr in ihnen verlieren, dass man damit jemand anderem oder sich selbst schadet. Und offenbar verstand ich meine Träume schon gut zu dosieren, obwohl ich damals noch sehr jung war.

Uns war nicht wirklich klar, dass wir einer religiösen Minderheit angehörten. Die Synagoge stand direkt vor unserer Nase. Jeder kannte jeden. Auch wenn wir auf engstem Raum sowohl mit unseren Glaubensbrüdern als auch mit der Mehrheitsgesellschaft⁵ und anderen religiösen Minderheiten zusammenleben mussten, machten wir uns keine großen Gedanken über unsere Identität. Und andersherum machte sich auch niemand großartig Gedanken über uns. Alle lebten wir in so enger Verbundenheit mit einander, dass niemand wusste, welches nun ein Fest von Moris', welches eines von Yorgos oder von Mustafas Familie war, wir machten da keinerlei Unterschiede. Ein Fest war ein Fest, wie der Name eben schon sagte. Manche Feste feierte man eben mit bemalten Eiern, manche mit Süßigkeiten, die in Taschentüchern eingewickelt waren, und wiederum andere mit Matzen. Wir kamen bei jedem auf unsere Kosten. Es kam uns überhaupt nicht in den Sinn, nach den Unterschieden zu fragen. Wir waren so sehr daran gewöhnt, miteinander zu leben, dass wir uns ein Viertel ohne den anderen nicht vorstellen konnten. Heute jedoch fragen die Leute ihr Gegenüber sofort nach seiner Religion, sobald sie einen ungewöhnlichen Namen hören. Das war früher nicht so. Vielleicht erscheint es mir deshalb so merkwürdig. Es ist für mich sehr schwer nachzuvollziehen, weshalb man heutzutage in der Türkei so empfindlich ist. In Europa oder Amerika fragt niemand den anderen nach seiner Religion oder Nationalität. Denn Glaube geht niemanden außer einen selbst etwas an. In diesem

⁵ Es handelt sich hier um einen vom Autor geschöpften Begriff (*geniş toplum*), mit dem die türkische Gesellschaft, ausgenommen ihrer ethnischen und religiösen Minderheiten gemeint wird, der also in etwa dem gleich kommt, was im Deutschen oftmals als „Mehrheitsgesellschaft“ bezeichnet wird.

Sinne ist die Religion eines Menschen ein nicht offensichtlicher Wert. Wenn ich beten will, dann kündige ich das nicht vorher aller Welt an, ich stelle mich nicht hin und rufe „Hört her Leute, ich werde jetzt beten.“ Wenn mein Assistent sich irgendwohin zurückzieht und sein *Namaz*-Gebet⁶ verrichtet, bekommt das niemand mit. Ein Gebet, der Dienst an Gott ist etwas sehr persönliches. Man ist niemandem dafür Rechenschaft schuldig. In der Türkei stellen aber nicht nur muslimische Türken, sondern auch Griechen, Juden oder Armenier diese Frage. Irgendwie hat es sich hierzulande zu einer neuen Angewohnheit entwickelt, sein Gegenüber zu fragen:

„Wie heißt Du?“

„Albert.“

„Ach, dann bist Du gar kein Türke?“

„Doch.“

„Und wie kannst Du dann Albert heißen?“

„Ich bin ein Türke, aber ein jüdischer.“

„Beides auf einmal? Wie bitteschön geht das denn?“

Albert weiß mindestens so gut wie Mustafa, was er ist. Genau wie Yorgo und Agop auch.

„Wenn doch auch Du es nur wüsstest. Dann würdest Du Dich im Leben besser zurechtfinden, der Welt, in der Du lebst, etwas mehr Sinn geben. Und was, wenn Du es nicht weißt? Dann wärest Du jemand, der zwar erwachsen, aber dem Leben nicht gewachsen ist. Während der Globalisierungsprozess auf dieser Welt immer weiter voranschreitet und Du sogar gemeinsam mit diesen Menschen in ein und demselben Land lebst, stellst Du so sinnlose Fragen, dass man sofort erkennt, dass Du von allem und jedem schon rechts und links überholt wirst, bevor Du überhaupt die Hälfte der Strecke zurück gelegt hast.“ Manchmal verspüre ich den brennenden Wunsch, ihnen genau das ins Gesicht zu sagen.

Amin Maalouf schreibt in seinem Buch „Mörderische Identitäten“⁷ an einer Stelle: „Es ist eine noch immer weitverbreitete und in meinen Augen äußerst gefährliche Denkgewohnheit, der zufolge man, um seine Identität zu bekräftigen, sich mit ‚Ich bin Serbe‘, ‚Ich bin Jude‘, ‚Ich bin Muslim‘ vorstellt.“ Und da teile ich seine Meinung voll und ganz. Alles Schreckliche, das auf dieser Welt passiert ist, rührt von dieser Gepflogenheit her. Und davon profitieren die Leute, die unversehrt aus diesem Konflikt hervorgehen. Es gibt nichts Falscheres, als die Menschen einander zu entfremden, sie gegen Feindbilder aufzuhetzen, zum Rassismus anzustacheln und in die Religionsfeindlichkeit zu treiben. Manche von uns sind gebildet, manche nicht, manche von uns gutherzig, manche fortschrittlich, manche rückschrittlich. Aber nichtsdestotrotz hat jeder von uns etwas, was der andere nicht hat, was uns von dem anderen unterscheidet. Und ist es nicht genau

⁶ Täglich fünfmal zu verrichtendes, rituell genau vorgeschriebenes islamisches Gebet..

⁷ Maalouf, Amin: Mörderische Identitäten. Frankfurt: Suhrkamp, 2000.

das, was jeden von uns einzelnen wertvoll macht? Man darf nicht vergessen, dass dieser Unterschied nicht davon abhängt, wer unser Gegenüber ist, sondern davon, was für ein Mensch er ist.

Damals interessierten sich die Menschen nicht dafür, welcher Religion ihr Gegenüber angehörte. Und deshalb musste auch niemand lernen, wie man sich integriert. Alles entwickelte sich ganz natürlich, von selbst.

Neben dem Turm befand sich ein Brunnen. Wenn ich Wasser holen musste, ging ich immer dort hin. Da meine Mutter schon in sehr jungen Jahren wegen einer Brustkrebserkrankung operiert werden musste, versuchten wir sie so gut es ging zu verwöhnen. Sie trank für ihr Leben gerne frisches Wasser. Und so holte ich ihr jeden Tag frisches Wasser. Da ich noch ein Kind war, sagten immer alle zu mir „Komm, mach mal Platz da!“ Eines Tages spielten die Kinder der unteren Siedlung am Brunnen Ball. Ich hatte unseren Kanister unter den Hahn gestellt und begann zu warten. Das Wasser floss sehr langsam. Einer der Jungen sagte: „Nimm mal den Kanister da weg, ich will Wasser trinken.“ „Warte doch bis Du dran bist“, entgegnete ich. Seine Freunde hatten aufgehört zu spielen und sich zu ihm gesellt. Auf einmal begannen sie, mich zu schubsen. In unserer Siedlung wohnte ein Mann, von dem alle sagten, dass er verrückt war. Als ich aufblickte, sah ich ihn plötzlich an der Ecke stehen, er holte seinen Stock hervor und schritt rasch auf uns zu. „Oh weia“, sagte ich, „Jetzt sitze ich in der Tinte!“ Der Mann jedoch fuchtelte mit seinem Stock in Richtung der anderen Kinder. „He, was wollt Ihr von diesem Jungen? Er schleppt jeden Tag Wasser für seine Mutter, lasst ihn in Ruhe seinen Kanister füllen. Wenn ich Euch noch einmal in seiner Nähe erwisch, dann hau’ ich Euch mit diesem Stock hier die Köpfe kaputt“, rief er. Als er sich zu mir umwandte, sah ich, dass in seinem Blick Zärtlichkeit lag. „Geh nur, mein Sohn, geh Dein Wasser holen“, sagte er. „Komm immer hierher zum Wasser holen. Sollten diese Bengel Dich noch einmal belästigen, dann lass es mich wissen.“ Ich füllte meinen Kanister auf. Während ich nach Hause lief, dachte ich bei mir, dass dieser Mann eigentlich gar nicht verrückt war. Von nun an störte mich nie wieder jemand, wenn ich am Brunnen Wasser holte.

Mein Vater war ein gläubiger Mensch, aber mit der Erfüllung religiöser Pflichten nahm er es nicht allzu genau. Er war der Meinung, dass es verschiedene Wege gab zu glauben, die Überzeugung aber letztendlich immer dieselbe war. Ganz gleich, an welche Religion wir glauben, der Gott, an den wir uns wenden, ist immer derselbe. Mein Vater konnte weder verstehen noch akzeptieren, dass die Menschen einander so fern waren, wenn doch Gott uns so nahe war, wenn er uns so sehr liebte. „Wer keine Gottesfurcht hat, in seinem Herzen keine Barmherzigkeit trägt, ein kleines Kind nicht mit Zärtlichkeit betrachtet, den Schwächeren nicht hilft, der ist kein Mensch, welcher Religion auch immer er angehören mag“, pflegte er zu sagen. Aber wenn man klein ist, versteht man zum Glück nicht, dass einen die anderen mit „anderen“ Augen betrachten. „Die beiden wichtigsten Werte, die aus einem Menschen einen Menschen machen, sind Verstand und Barm-

herzigkeit. Wenn Ihr barmherzig seid und dazu noch euren Verstand gebraucht, dann wird Gott stets mit Euch sein“, versuchte er uns immer zu vermitteln. Er war auch in religiösen Dingen ein Demokrat. Er zwang uns nie zu irgendetwas. Er hat uns gelehrt, was wir tun sollten, uns aber völlig frei gestellt, ob wir es letztendlich taten oder nicht. Für die damalige Zeit hatte er sehr moderne Ansichten.

Wir waren eine glückliche, kunterbunte Gemeinschaft. Auf der anderen Seite unserer Tür befand sich eine Straße, in der Menschen wohnten, die grenzenloses Vertrauen in einander hatten. Sie war ein bisschen düster, ein bisschen grau, ein bisschen eng, aber die Menschen, die dort lebten, waren echte „Menschen“. Aber sobald man einen Fuß vor die Tür setzte, begann natürlich auch der Kampf ums Überleben. Bei uns zu Hause herrschten weder Zwietracht noch Unruhe. Wir hatten nur wenig Geld, aber die Kriegsjahre lehrten uns, was im Leben wirklich zählte. Bei uns gab es zwar keine echte Konfitüre, dafür aber eine marmeladenartige Süßspeise namens „*Bulama*“. Niemand von uns schwamm in Geld, aber allen gelang es, sich über Wasser zu halten. Auch die Leute, die nur an Festtagsmorgen die Synagoge besuchten, und sei es selbst nur einmal im Jahr, versäumten es nicht, Geld zur Seite zu legen, um sich herausputzen und in angemessener Kleidung das Gotteshaus besuchen zu können. Deshalb war die Büyük Hendek-Straße an Feiertagen immer eine kunterbunte, glitzernde Straße. Sich auf neue Dinge einzulassen bedeutet nicht, die alten zu vergessen. Ich habe sie nie vergessen. Und wenn ich ein glücklicher Mensch bin, dann genau deshalb. Die Vergangenheit ist unser kostbarstes Gut. Ja, meine lebendigsten Erinnerungen sind in jenen Wohnungen, jenen Treppenhäusern, Zimmern, in jener Straße, jener Umgebung, in ganz Kuledibi verwurzelt.

1940 wurde mein Bruder Davit geboren. Wie viele Leute ihn tatsächlich Davit nannten, weiß ich nicht. Soweit ich zurückdenken kann, ist Davit für mich immer Daryo gewesen. Da er ein weniger geduldiges Baby war als ich und es sehr eilig hatte, das Licht der Welt zu erblicken, wartete er nicht ab, bis meine Mutter sich ins Krankenhaus begeben hatte, sondern kam zu Hause auf die Welt. Eines Tages, kurz vor Davits eigentlichem Geburtstermin, fühlte sich meine Mutter nicht besonders wohl, aber mich plagte ausgerechnet an jenem Tag eine große Unruhe, ich konnte einfach nicht still sitzen und wollte nach draußen. Mein armer Vater war ratlos und sagte: „Komm, ich geh’ mit Dir ein wenig spazieren“, und ging mit mir hinaus. Er brachte mich nach Balat, zu einer Freundin meiner Mutter namens Dora. Ich ging sehr gerne zu Dora. In der Straße, in der sie wohnte, gab es viele Kinder in meinem Alter, mit denen ich spielen konnte. Sobald ich sie erblickte, ließ ich die Hand meines Vaters los und rannte zu ihnen. Es war der 18. August und ein sehr heißer Tag. Die Sonne brannte auf die Stadt herab. Inzwischen hatte meine Mutter Wehen bekommen. Als mein Vater nach Hause kam und sie in den Wehen liegen sah, wusste er nicht, was er tun sollte, denn es war zu spät, um noch ins Krankenhaus zu fahren. Daryo kam zu Hause auf die Welt. Als mein Vater mich am Abend abholte, standen ihm noch immer Freude und Überraschung ins

Gesicht geschrieben, und ich begriff sofort, dass etwas Wunderbares geschehen war. Mein Vater teilte Dora die frohe Botschaft mit:

„Heute hat noch ein kleiner Herr Pinto das Licht der Welt erblickt.“

Er strahlte vor Freude über das ganze Gesicht. „Wie geht es Korin?“, wollte Dora wissen.

„Gut, Gott sei Dank. Und dem Baby auch.“

So freudig hatte ich meinen Vater nie zuvor gesehen. Ich war sehr erstaunt. War es nicht noch eine ganze Weile hin, bis dieses Baby hätte geboren werden sollen? Warum war es denn jetzt schon so früh gekommen? Ich wollte sofort zu meiner Mutter. Aber zweifelsohne vor allem, weil ich darauf brannte, das neugeborene Baby zu sehen und weniger meine Mutter. Während ich im Bus auf dem Schoß meines Vaters saß, machte ich mir die ganze Zeit darüber Gedanken, was sich von nun an wohl alles ändern würde. Aber mit vier Jahren war man noch nicht alt genug, um hierauf Antworten zu finden. Zu Hause angelangt, sah ich, dass die Nachbarn bei uns waren. Meine Mutter lag im Bett. Sie war ein wenig blass, aber ansonsten sah sie gut und vor allen Dingen glücklich aus. Sobald sie mich erblickte, streckte sie ihre Hand aus und sagte „Komm her, mein *Pasiko**.“ Da erblickte ich das kleine Gesicht von Daryo, der neben meiner Mutter lag. Es war so winzig. Zuerst konnte ich ihn nur anstarren. Dann näherte ich mich ganz langsam dem Bett meiner Mutter. Aufmerksam betrachtete ich Daryos Gesicht. Seine Augen schienen halb geöffnet zu sein, und seine Lippen bewegten sich. Hin und wieder streckte er seine kleine Zunge heraus. Seine Hände hatte er ganz fest zu Fäustchen geballt. Ich streckte meine Hand aus und berührte ihn vorsichtig. Er öffnete seine kleine Faust und umfasste meinen Finger. In jenem Moment wurde mir klar, dass ich nun ein großer Bruder war. Und von jenem Tage an sind wir beiden Brüder stets Hand in Hand durchs Leben gegangen. Egal, wie das Leben uns mitspielte, wir boten ihm stets Seite an Seite, Schulter an Schulter die Stirn.

Daryo war ein pflegeleichtes und sehr artiges Kind. Er machte keine Dummheiten wie ich und stellte auch nie etwas Schlimmes an. Zumindest hat er sich nie so schlimm verletzt wie ich. Er war ein herzensguter, ehrlicher und anständiger Junge, ein richtiger Bruder eben. Heute lebt er mit seiner Frau Fani und seinen Söhnen Benny und Avi in Israel. Er ist einer der wichtigsten Stützen meines Lebens. Ein Leben ohne ihn kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe mich mit Daryo immer sehr gut verstanden. Wenn man klein ist, machen vier Jahre Altersdifferenz noch viel aus, aber mit zunehmendem Alter verlieren sich die Unterschiede. Bei uns hat sich jedoch nie etwas an dem Respekt und der Liebe, die wir als Geschwister für einander empfanden, geändert, nichts konnte sie mindern. Wir haben uns nie gestritten. Wie in jeder Familie hat es zwischen uns natürlich hin und wieder einmal kleinere Meinungsverschiedenheiten gegeben, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir einander je wirklich böse gewesen

* *Pasiko*: kleiner Pascha.

wären und tagelang nicht mit einander geredet hätten. Ich habe ihn nur ein einziges Mal geschlagen. Er spielte gerade mit anderen Kindern auf dem Schulhof Ball. Ich sah ihnen von Weitem zu, während ich mich mit einem Freund unterhielt. Plötzlich klaute einer von Daryos Freunden einem Jungen, den sie nicht hatten mitspielen lassen, die Mütze und warf sie in die Luft. Die Mütze wurde von einem zum anderen geworfen und landete schließlich zu Daryos Füßen. Allem Anschein nach hatte auch er einen Riesenspass an den Hänseleien.

Ich rief ihm zu:

„Daryo, gib dem Jungen seine Mütze zurück!“

Aber er hörte nicht auf mich und kickte die Mütze wie einen Ball fort. Ich sprintete los und fing die Mütze noch im Flug. Dann lief ich zu Daryo und verpasste ihm eine Ohrfeige. „Wenn ich Dir sage, gib’ dem Jungen seine Mütze wieder, dann tust Du das auch gefälligst. Was gibt Euch das Recht, ihn zu hänseln?“, schrie ich. Er schämte sich entsetzlich und wurde knallrot. „Tut mir leid, Abi“, sagte er. Das war alles. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir uns ansonsten noch einmal gestritten hätten. Obwohl ich nur vier Jahre älter bin als er, hat er nie aufgehört mich „Abi“, „großer Bruder“, zu nennen. Jedes Mal, wenn er mich so nennt, fühle ich mich wieder in unsere Kindheit zurückversetzt. Es erinnert mich an die Zeit, als er noch ganz klein war, daran, wie wir immer mit ihm in den Park gingen. Meine Mutter pflegte ihn in einen Kinderwagen zu legen, den ich dann schob. Das waren die Tage, in denen ich anfang zu begreifen, was es bedeutete, ein großer Bruder zu sein. Als wir größer waren, wurden wir Freunde. Daryo schlief teils im Wohnzimmer, teils im Flur. Meinetwegen hatte er kein eigenes Zimmer, während ich es genoss, mein eigenes Reich zu haben. Ich habe ihm nie angeboten, mal zu tauschen, was Daryo mir aber kein bisschen übel genommen hat. Wir hatten immer Verständnis für den anderen. Er hat mir nie Kummer bereitet. Alles lief mehr oder weniger gut, und ungeahnt der Tatsache, dass mir die düstersten Tage meines Lebens bevorstanden, spielte ich mit meinem kleinen Bruder, der gerade begann zu krabbeln und sich an seinen ersten Worten zu versuchen.

Jenen Tag werde ich nie vergessen. Onkel Moiz und mein Großvater David Kohen standen plötzlich bei uns vor der Tür. Es war äußerst ungewöhnlich, dass sie uns mitten am Tage besuchen kamen. Ich fragte mich, was sie wohl zu uns führte. Und mein Vater musste doch eigentlich auf der Arbeit sein, Väter sind unter der Woche tagsüber ja nie zu Hause. Auf einmal hörte ich, wie mein Großvater zu meinem Vater sagte: „Mach Dir keine Sorgen, Binyamin, den Hinweg wirst Du zwar alleine gehen müssen, doch zurück wird Gott Dich führen.“ Was war denn das für ein Hinweg, wenn der Rückweg nur mit Gottes Hilfe gegangen werden konnte? Meine Mutter weinte. Daryo saß auf ihrem Schoß, er hatte noch keine Ahnung von dem, was um ihn herum vorging, er kaute auf einem Spielzeug herum, das er in der Hand hielt, weil ihn seine gerade durchbrechenden Zähnen drückten, und lächelte freundlich. Die Nachricht, dass zwanzig verschiedene Personengruppen für die Armee rekrutiert werden sollten, ging von Mund zu

Mund und verbreitete sich rasch. Und leider sagte die Flüsterpost stets die Wahrheit.

Hinter der sogenannten „Mobilisierung der zwanzig Klassen“ (*Yirmi Kura İhtiyatlar*) verbirgt sich die im Mai 1941 vollzogene Rekrutierung aller nichtmuslimischer Männer im Alter zwischen zwanzig und fünfundvierzig, ungeachtet der Tatsache, ob sie bereits ihren Militärdienst abgeleistet hatten oder nicht. Die Soldaten, denen man weder Uniformen noch Waffen ausgab, mussten in Bautrupps neue Straßen anlegen und Gebäude errichten. Man kann also von einer Zwangsrekrutierung in der Türkei im Zuge des zweiten Weltkriegs sprechen. Unter den Soldaten der zwanzig Klassen, die wie gesagt allesamt Nichtmuslime waren, befanden sich viele, die, wie mein Vater, bereits ihren Militärdienst abgeleistet hatten. Aber die ganze Aktion wurde nie hinterfragt. Der Beschluss von 1941, auf den die Rekrutierung gefolgt war, hatte nur ein Ziel: Man wollte die Nichtmuslime davon abhalten, Handel zu treiben. Wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte man diesen Soldaten Kleidung und Waffen gegeben, und sie hätten als Soldaten der regulären Armee ihren Dienst abgeleistet. Sie bekamen hingegen keine Waffen und durften auch nie Uniform tragen. All dies dauerte vierzehn Monate; im Jahre 1942 durften die Rekruten wieder nach Hause zurückkehren.

Nun fragt man sich, weshalb es ausgerechnet uns treffen musste. Menschen, die für die Wirtschaft dieses Landes arbeiteten und Steuern an den Staat zahlten, ehrenhafte Menschen. Menschen, die ihre Arbeit machten, ohne jemand anderes Hab und Gut zu beanspruchen. Was konnte es für einen Sinn haben, während die Welt sich in einen gnadenlosen Krieg verwickelt fand, nur wegen nichtiger Gründe, ohne zu berücksichtigen, ob man seinen Militärdienst abgeleistet hatte oder nicht, Menschen unter dem Vorwand, sie als Soldaten zu rekrutieren, irgendwohin zu schicken, sie zu verängstigen und ihre Leben vollkommen durcheinander zu bringen?

Mein Vater und einige seiner Freunde beschlossen, sich nach Sirkeci zu begeben und sich zu stellen. Ich verstand nicht, was „sich stellen“ bedeutete. Mein Vater war der Meinung, dass man in ein paar Tagen ohnehin zu uns nach Hause kommen und ihn holen würde, was für uns alle viel schlimmer wäre. Der Tag, an dem mein Vater zum zweiten Male zum Militär musste, war der angstvollste Tag meines Lebens. Ich wusste nicht, wohin er gehen, wann er zurückkommen, wie lange er fortbleiben würde und was ich tun sollte, wenn ich ihn vermisste. Als er aus unserer Wohnungstüre trat, küsste er meine Mutter und mich und gab Daryo einen Kuss auf sein Köpfchen. Er weinte. An jenem Tage sah ich meinen Vater das erste und einzige Mal weinen. „Pass gut auf Dich und die Kinder auf, Korin“, sagte er zu meiner Mutter, drehte sich um und lief schnell die Treppen hinab. Ich kann mich noch daran erinnern, dass meine Mutter stundenlang weinte, als sie glaubte, ich würde es nicht merken. Als sie unter dem Vorwand, Daryo ins Bett bringen zu wollen, ihre Zimmertüre hinter sich schloss, schaute ich durchs Schlüsselloch und sah, dass sie herzzerreißend weinte und betete, bis Daryo wieder aufwachte.

Warum er ein zweites Mal zum Militärdienst eingezogen wurde, wusste auch mein Vater nicht. Ebenso hatte er keinerlei Ahnung, wann er wieder zurückkehren durfte. Später erfuhr ich, dass auch diejenigen, die sich gestellt hatten, schlecht behandelt wurden. Unter den religiösen Minderheiten machte sich zunehmend Unbehagen breit, die Gesichter waren von einer gewissen Besorgnis gezeichnet. Nach den antijüdischen Ausschreitungen in Thrakien von 1934 – die in der Türkei als die „Vorfälle von Thrakien“ (*Trakya Olayları*), bekannt sind –, zu einem Zeitpunkt, zu dem noch nicht alle Wunden verheilt waren, sorgte eine derartige Rekrutierung für große Angst.

Ein großer Teil der dreizehntausend Juden, die bis zum 18. Juli 1934 in Thrakien gelebt hatten, wanderte nach den Vorfällen nach Istanbul ab und innerhalb eines Jahres siedelten zirka weitere eintausend nach Israel über.

Den Erzählungen meiner Mutter zufolge begannen die „Vorfälle von Thrakien“, die dazu führten, dass zahlreiche Juden nach Istanbul abwanderten, im Juni und endeten Anfang Juli 1934. In Çanakkale, Edirne, Tekirdağ, Keşan, Uzunköprü und ganz besonders in Kırklareli wurden unzählige Häuser geplündert, Menschen misshandelt und aus ihren Häusern vertrieben. Grund dafür war die damals erstarkende extrem nationalistische Gesinnung. Aussagen wie „Die Juden haben zu viel Geld, sie machen den größten Gewinn auf dem Markt, das dürfen wir nicht dulden, das Geld der Türken soll im Besitz der Türken bleiben“ begannen Feindschaft unter den Ladenbesitzern und Nachbarn zu säen. Man erzählt sich, dass viele jüdische Mädchen verschleiert nach Istanbul geschickt wurden, weil man um ihr Leben und ihre Ehre fürchtete. Wenn die Juden ihre Häuser verkaufen mussten, so kam es vor, dass liebe Nachbarn sich ihres Besitzes annahmen und ihn den Heimkehrenden wieder zurückgaben; manche jedoch beanspruchten die Häuser für sich und gaben sie nie wieder an ihre eigentlichen Eigentümer zurück. Aufgrund volksverhetzender Publikationen und der Meinung, die sich das Volk im Laufe der Zeit selbst gebildet hatte, wurden die nichttürkischsprachigen religiösen Minderheiten damals aufs Gröbste misshandelt. Mit Parolen wie „Bürger, spricht Türkisch!“ wurden die Menschen dazu gezwungen, Türkisch zu sprechen, und diejenigen, die dies nicht taten, wurden vom Volk bestraft. Ihre Häuser wurden geplündert und angezündet. Und das Schlimmste daran war, dass einige sich überhaupt nicht daran störten, die Sachen, die sie einst ihren Nachbarn weggenommen hatten, jahrelang wie ihr Eigentum zu benutzen, nicht einmal, nachdem die Ausschreitungen ein Ende gefunden hatten und die Juden wieder zurückkehrten und dessen gewahr wurden.

Es war reine Glückssache, dass man bei den Vorfällen nur auf die Vertreibung der Juden aus Thrakien abzielte und nach ihrem materiellen Besitz trachtete, und nicht letztendlich auch noch nach ihrem Leben.

Wer seine eigene Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, von ihr überrollt zu werden. Die Schicksale der Menschen waren von dem geprägt, was sie bis zu jenem Tage erlebt hatten. Viele von ihnen hatten ihre Stadt, ihre Straße, ihr

Haus, all ihre Erinnerungen hinter sich zurücklassen und flüchten müssen. Und nun fürchteten die Erwachsenen, dass diese Ereignisse sich wiederholen könnten. Niemand wollte irgendetwas oder irgendjemanden verlassen. Dennoch haben wir all dies durchleben müssen. Damit die Geschichte sich nicht wiederholt, muss man sich dessen, was man erlebt hat, sehr bewusst sein. Man kann nicht einfach sagen „So etwas ist nie passiert“, und dann einfach so weiterleben, als wäre nichts gewesen. Die Besonderheit der menschlichen Seele ist, dass sie stets wieder von vorne beginnen, verzeihen, verstehen kann, und auch wenn sie nichts verstanden hat, so tut, als hätte sie dennoch alles verstanden. Und das ist auch gut so. Diese Besonderheit ist die größte all jener Tugenden, die uns zu Menschen machen.

Die Zwangsabgabe auf Vermögen – im Türkischen *Varlık Vergisi* genannt –, die per Gesetz nach der Mobilisierung der Zwanzig Klassen eingeführt wurde, änderte das Schicksal der in der Türkei lebenden religiösen Minderheiten dramatisch. Mit dem am 11. November 1942 erlassenen Gesetz erhob das Parlament für bestimmte Bürger eine Vermögenssteuer, in der Absicht, den im Kriegszustand angeblich zu Unrecht erwirtschafteten Gewinn zu versteuern. Es handelte sich in erster Linie um ein Gesetz, das die religiösen Minderheiten betraf und darauf abzielte zu gewährleisten, dass Kapital von einer Gruppe Menschen auf eine andere überging. Es ist unnötig, dies lang und breit zu erörtern oder einen logischen Grund dafür zu suchen; die Zwangsabgabe war Teil einer Einschüchterungspolitik, in deren Fokus die religiösen Minderheiten standen. Eine Politik, mit der man sie von ihrer Heimat entfremden, Feindschaft unter Freunden schüren und den „Wir sind anders“-Gedanken in der Gesellschaft verbreiten wollte. Diese Steuer konnten einige nur bezahlen, indem sie all ihr Hab und Gut verkauften. Wer nicht zahlen konnte, wurde in ein Arbeitslager in Aşkale verschickt. Dieses Schicksal traf unter anderem auch alte und erfahrene Leute. Der Istanbuler Finanzdirektor Faik Ökte bezeichnete diese Grausamkeit als „Katastrophe“. Die Zwangsabgabe hatte zwei wichtige Besonderheiten: Zum einen sah sie keine feste Höchstgrenze vor. Die Festsetzung der zu zahlenden Abgaben war ziemlich undurchsichtig und oftmals überaus ungerecht. Und zum anderen gab es kein Zurück mehr, da es sich um einen unanfechtbaren Beschluss handelte. Das Steuergesetz sah vor, dass die höchste Steuer von den religiösen Minderheiten zu entrichten war. Die große Mehrheit der Juden lebte damals jedoch in Armenvierteln. Eine Gemeinde, die nur wegen ein paar Kaufleuten als reich galt, musste ihr ganzes Hab und Gut praktisch für nichts verkaufen. In vielen Häusern wurden Versteigerungen veranstaltet und alles, was die Menschen besaßen, für ein paar Kuruş verkauft bzw. nahezu geplündert. Aber einmal ganz abgesehen davon: Was gibt es Schmerzlicheres, als jemanden mit einem über Nacht gefassten und in keiner Weise diskutierten Beschluss zu einem Menschen zweiter Klasse zu degradieren, ihn dazu zu zwingen, Abgaben zu leisten und ihn, wenn er nicht zahlungsfähig war, nach Aşkale in ein Arbeitslager zu schicken? Die Besteuerung, mit der man die sich aufgrund des Zweiten Weltkriegs verschlechternden Bedin-

gungen zu verbessern beabsichtigte, hatten für die religiösen Minderheiten dramatische Auswirkungen. Im Jahre 1943 wurden 1.229 Menschen ins Arbeitslager verschickt, einige von ihnen durften erst nach neun oder zehn Monaten nach Hause zurückkehren, wiederum andere kamen dort ums Leben. Ein Großteil der Steuer wurde von den in Istanbul lebenden religiösen Minderheiten eingezogen. All dies ist auch heute noch vollkommen unfassbar für mich. Wie und vor allem warum kann ein Staat plötzlich einen Teil seiner Bürger diskriminieren? Wie kann er nur das Leben von Menschen, die einst dieselbe Luft atmeten, zusammen Freud und Leid teilten, gemeinsam lachten und weinten, völlig auf den Kopf stellen? Dieser Beschluss hatte auch insofern schmerzliche Folgen, als auch die Mehrheitsgesellschaft einigen bitteren Wahrheiten ins Auge sehen musste. Sie waren ihren Kindern mit schlechtem Beispiel vorangegangen, und vor allem hat der Erlass, auch wenn man schließlich einsah, dass er ein Fehler war, und ihn wieder rückgängig machte, unsere Geschichte befleckt. Dennoch begrub die Jüdische Gemeinde diese Ereignisse in einer Ecke ihrer Vergangenheit und zog es vor, so zu tun, als wäre nie etwas vorgefallen. Sie hat sich dagegen entschieden, in ständiger Erinnerung des Gewesenen zu leben. Es hat noch nie jemandem etwas genützt, nachtragend zu sein. Wir lesen und lernen gerne aus den Geschichtsbüchern, aber nicht immer stehen schöne Dinge darin. Wenn man nur nach ihnen lebt und seine Weltanschauung auf sie baut, so nützt man damit niemandem.

Mein Großvater war zu fünfzig Prozent Miteigentümer des dreistöckigen Menda Kohen-Wohnhauses. Wir besaßen nicht so viele wertvolle Gegenstände wie mein Großvater, und als diese Steuer eingeführt wurde, bekamen wir es wie alle anderen auch mit der Angst zu tun. Im Hause herrschte große Aufregung. Wer würde wie viel bezahlen? Und vor allem wie? Würde man überhaupt in der Lage sein zu zahlen? Und was, wenn nicht? Während das Leben bis dahin in ganz normalen Bahnen verlief, war es plötzlich mit einem Schlag aus den Fugen geraten, und man begann, sich um ganz neue Dinge Gedanken zu machen.

Eines Morgens im Jahre 1943 stand das Finanzamt auch bei uns vor der Tür, bzw. genauer gesagt bei den Mendas. Wir frühstückten an jenem Tage mit ihnen. Madame Menda machte immer köstliches, herzhaftes Gebäck und lud uns dann ein. Es ist schon merkwürdig, wenn man Kind ist, erscheint einem irgendwie alles, was die Nachbarn kochen, immer leckerer als das, was es zu Hause gibt. Ich saß am Tisch und aß ein Gebäckstück. Da ich recht klein war, berührten meine Füße nicht den Boden, sondern baumelten in der Luft. Die zwei Männer vom Finanzamt marschierten schnurstracks ins Wohnzimmer. Einer von ihnen wandte sich an Monsieur Menda und fragte: „Jude, warum zahlst Du das Geld nicht?“ „Jude!“. Ich hielt jäh beim Beinebaumeln inne. Ich war wie versteinert und außerstande, den Bissen, der sich gerade in meinem Mund befand, hinunterzuschlucken. Ich hörte zum ersten Male wie jemand einen anderen „Jude“ nannte. War denn Judesein etwas Schlimmes? Ein Vergehen? Warum war denn dieser Mann nur so zornig? Was machte denn einen Juden anders? Wer würde mir all diese

Fragen beantworten können? Wen konnte ich nur fragen? Mit einmal wurde ich ganz ruhig. Natürlich konnte ich meinen Vater fragen. Wenn er erst einmal vom Militärdienst zurück war, würde er sie mir alle beantworten. Menda antwortete mit dem gefälligen Akzent, der allen in Istanbul lebenden Juden eigen war:

„Ich habe kein Geld, wie soll ich es dann bezahlen?“

Der Mann entgegnete eiskalt:

„Dann werden wir dieses Haus zum Verkauf freigeben. Und ein paar von den Sachen hier mitnehmen. Mit dem Erlös von dem Haus kannst Du dann Deine Schulden bezahlen.“

Es schien unfassbar. Der arme Menda lebte in bescheidenen Verhältnissen, und außer den Mieteinnahmen von der anderen Wohnung hatte er keine Einnahmequellen. Und nun verlor er sowohl sein Haus als auch sein ganzes Geld. Wie, womit sollte er überleben? Der Mann machte sich auf ein paar Zetteln Notizen und reichte dann Menda einen davon.

„Los, unterschreib das hier!“

Und der arme Monsieur Menda unterzeichnete mit tränen erfüllten Augen und zitternden Händen an der Stelle, auf die der Mann deutete. Weiß Gott, wie er sich fühlte, aber er schwieg nun. Und zwar sogar bis zum Mittag. Der Mann nahm den Zettel wieder an sich, steckte ihn in seine Tasche und wandte sich dann an uns. „Los, aufräumen“, sagte er. Was sollten wir denn bloß aufräumen? Ich war inzwischen von meinem Platz aufgestanden, zu meiner Mutter gegangen und hatte mich ganz dicht an sie geschmiegt. Der andere Mann herrschte meine Mutter an:

„Gehen sie zur Seite, Madame.“

Dann zog er uns mit einem Ruck den Teppich unter den Füßen weg. Meine Mutter hatte jedoch schnell reagiert und war zur Seite gesprungen. Ich dagegen war nicht schnell genug gewesen und fiel hin, als der Teppich unter mir fort glitt. Ich war dermaßen erbittert, dass ich sofort wieder aufstand und kein bisschen weinte. Und das, obwohl ich mir ganz schön den Kopf gestoßen hatte, was sehr wehtat. Aber an meiner Statt begann Daryo auf dem Arm meiner Mutter zu weinen. Die Männer erklärten noch, wie weiter vorgegangen werden sollte, nahmen den Teppich und gingen fort. Nachdem ein paar Monate verstrichen waren, erfuhren wir, dass auch wir Steuerschulden hatten und sie meinen Vater nach Aşkale ins Arbeitslager schicken wollten, obwohl man ihn doch als Soldat für die Zwanzig Klassen eingezogen hatte. Als wir die zuständigen Personen davon in Kenntnis setzten, erkannten sie an, dass mein Vater seine Strafe bereits abgeleistet hatte und erklärten unsere Schulden für getilgt. War das nun gut oder schlecht? Sollten wir uns darüber freuen? Ich wusste es nicht.

Der Anteil des Hauses, der den Mendas gehörte, wurde damals an jemanden namens Reşat Gönül verkauft. Er war ein gutherziger Mann. Er hatte früher im Maçka Palas-Hotel gewohnt, aber auch wenn er woanders gewohnt hätte, hätte das nichts geändert. Letztendlich wohnte nun ein Miteigentümer mehr mit im

Haus. Jene Zeit war eine Phase meiner Kindheit, in der ich eigentlich gar nicht richtig gelebt habe. Obwohl ich ein fröhliches und glückliches Kind war, hatte sich durch die Rekrutierung meines Vaters sehr vieles in meinem Leben geändert. Mit einem Male hatte ich keinen Vater mehr, ohne zu wissen warum. Bis zu jenem Tage hatte ich mir nie darüber Gedanken gemacht, wie wichtig mein Vater für mich war. Mich befiel allmählich eine riesige Angst. Würde mein Vater je wiederkommen? Würde ich je wieder auf seinem Schoße sitzen können? Würde ich je wieder wie früher seine Hand haltend mit ihm spazieren gehen? Und würde er mich wieder auf den Arm nehmen, wenn ich müde war? Wenn ich an dieses Gefühl der Ungewissheit zurückdenke, wird mir immer noch ganz merkwürdig zumute, aber ich vermag dieses Gefühl nicht recht zu beschreiben.

In den Kriegsjahren kümmerte meine Mutter sich so gut es ging ganz alleine um uns. Die Büyükhendek-Straße war damals eine sehr fröhliche Straße, aber da unser Vater nicht da war, durften wir nicht hinaus. Wir hatten auch niemanden, der uns finanziell unterstützte, und so konnte ich nicht in die Grundschule gehen. Mein Bruder war erst ein Jahr alt und hatte gerade erst Laufen gelernt, was mein Vater leider nicht miterlebte. Dass man ihn mit über vierzig noch eingezogen hatte, bereitete meiner Mutter große Sorge. Für den Militärdienst war er eigentlich schon fast ein bisschen zu alt. Und außerdem war dieser damals alles andere als ein Zuckerschlecken. Und was, wenn er krank würde? Oder mein Vater nicht mehr zurückkäme? Das Leben war für meine Mutter sehr hart geworden. Bislang hatte sie nie gearbeitet, fast ihr ganzes Leben in ein und derselben Straße verbracht, stets hatte mein Vater als Familienvorstand alles erledigt. Für eine kranke Frau mit zwei Söhnen war es sehr schwer, ohne Arbeit und mit nur geringen Ersparnissen das Leben zu bestreiten.

Mein Vater hatte uns ein Foto geschickt. Eine Schwarzweißaufnahme, auf der er aufrecht stehend in die Kamera schaut, mit einem ernsten, vielleicht aber auch melancholischen Gesichtsausdruck, den ich nicht so recht zu deuten vermochte. Vielleicht schaute er auch ein wenig verbittert drein, ich weiß es nicht. Ich pflegte dieses Bild immer wieder in die Hand zu nehmen und zu versuchen, meinen Vater vor meinen Augen lebendig werden zu lassen. Ab und zu nahm mich meine Mutter bei der Hand und ging mit mir in einen Park in der Nähe unserer Wohnung. Dort spielte ich dann ganz alleine, während mein Bruder mir von seinem Kinderwagen aus zuschaute. Dieser kleine Park war der Ort, an dem ich frei von allen Ängsten, die glücklichsten Stunden meiner Kindheit verbrachte. Wieder zu Hause, wusch uns unsere Mutter und brachte uns zu Bett. Wer weiß, worüber sie sich den Kopf zerbrach, während wir schlummerten. Von was für einer Zukunft sie träumte? Hatte sie überhaupt Träume?

Die Jugendlichen von heute können mit ihren Müttern über alles reden. Ich konnte meine Mutter nicht einmal Jahre später fragen, was ihr in jenen Nächten durch den Kopf ging. Ich konnte es mir erst vorstellen, als ich größer wurde. Über gewisse Dinge sprach man in unserer Generation einfach nicht. Und solche Dinge

wurden erst recht nicht thematisiert. Aber vielleicht war das auch besser so. Wer weiß? Ich wuchs auf, ohne zu wissen, was Spielsachen sind. Ich bastelte mir aus Stofffetzen immer einen Ball, hinter dem ich dann herjagte. Meine Eltern hatten mir verboten, mich allzu weit vom Haus zu entfernen. Aber manchmal ging ich hinunter und machte auf eigene Faust einen kleinen Spaziergang und schlich mich dann wieder ins Haus, ohne dass meine Mutter irgendetwas bemerkte. Ich wollte sie ja nicht erzürnen. Daran, dass sie so ungewöhnlich schweigsam war, spürte ich, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte, dass sie tief in ihrem Inneren offenbar traurig war. Die Kinder der damaligen Zeit waren alle irgendwie anders als sonst, ein wenig melancholisch. Alle, deren Vater man ebenfalls als Soldat rekrutiert hat, werden mich gut verstehen. Es war, als ob wir begriffen hätten, dass wir nicht um Spielsachen betteln durften. Die Erwachsenen hatten alle einen sehr harten Überlebenskampf durchzustehen. Dennoch kann ich mich nicht entsinnen, dass meine Mutter je „Uff, ich kann nicht mehr, ich halt das nicht mehr aus“, gesagt hätte. Sie nahm das Leben mit großer Resignation auf sich. „Man muss das Leben nehmen, wie es kommt“, sagte sie. Das war ihre Lebensphilosophie. Manchmal führte sie mich und meinen Bruder zum Teetrinken aus. Sie wollte, dass wir trotz allem auch ein wenig die Welt kennen lernten. Sie war eine starke Frau.

Plötzlich begann ein Gerücht zu kursieren: „Die Zwanzig Klassen kehren heim.“ Mein Vater befand sich zu jener Zeit in Ilgın. Als er entlassen wurde, legte er die ganze Strecke von Ilgın bis nach Şile zu Fuß zurück. Seine letzte Station war Kandıra, und dann Istanbul. Auf seinem langen Marsch hatte er sich unzählige Blasen gelaufen. Da man sie jedoch am Ende entlassen würde, ertrugen die Soldaten alles geduldig. Eines Tages klingelte es gegen Abend plötzlich an der Tür: Meine Mutter buk für uns in der Küche Krapfen. Da ihre Hände voller Teig war, rief sie nach mir:

„Bensiyon, mach mal die Tür auf! Aber frag erst, wer da ist!“

„Wer ist da?“

„Mach auf, mein Sohn.“

Langsam öffnete ich die Türe. Mein Blick fiel als erstes auf die schmutzigen Füße, die durch die Löcher in seinen Stiefeln zu sehen waren. Ganz langsam hob ich den Kopf und blickte den soeben angekommenen Mann an. Vor mir stand ein müder Soldat in Uniform mit einer Tasche und einer Decke auf dem Rücken, wirrem Haar und struppigem Bart. Als ich sein hinter dem langen Bart verborgenes Gesicht aufmerksam betrachtete, erkannte ich an seinen lachenden Augen, wer er war. Ich flog ihm um den Hals. Mein Vater hatte einen ganz eigenen Geruch, und wer ihn einatmete, der hatte gleich mehr Vertrauen in das Leben. Und genau diesen Geruch nahm ich in jenem Moment wahr. So lange Zeit hatte ich meinen Vater entbehren müssen und ihn so sehr vermisst. Alles was ich wollte, war, mich an ihn zu schmiegen und so zu verharren. Er nahm mich auf den Arm. Ich übersäte sein Gesicht und seine Augen mit Küssen. Meine Mutter war überglücklich und konnte sich an meinem Vater gar nicht satt sehen. Alles, was sie

gehört und erlebt hatte, war mit einem Mal wie aus ihrem Gedächtnis fortgeblasen. Damals verbreiteten sich Neuigkeiten über die Flüsterpost sehr schnell und legten sich wie ein Schatten über die Leben der Menschen. Es herrschte Krieg. Auch wenn die Türkei sich nicht am Krieg beteiligte, waren die Auswirkungen spürbar. „Unsere Männer ziehen hinaus, aber ob sie je wieder kommen werden, steht in den Sternen“, hieß es in der stillen Post. Man möchte immer nur den guten Nachrichten Glauben schenken. Auch meine Mutter hatte sich dafür entschieden, aber trotzdem hegt man ja tief in seinem Inneren immer Zweifel, und dagegen kann man nur schlecht etwas tun.

Den Erzählungen meines Vaters zufolge hatten die Bewohner von Aşkale den dort stationierten Soldaten sehr geholfen, die Kranken gepflegt, einigen zu essen gegeben und bei jeder Gelegenheit immer wieder betont, dass sie bereit waren, alles zu tun, was in ihren Kräften stand. Dies zeigte, wie auch immer, dass es noch so etwas wie Nächstenliebe gab, und man dem Leben vertrauen musste.

Mein Vater klammerte sich fest an das Leben und begann sofort wieder zu arbeiten. Er versuchte mehrere Arbeiten gleichzeitig zu machen, damit er wieder unseren Lebensunterhalt bestreiten und wir uns über Wasser halten konnten. Wenn ich jetzt so zurückdenke, haben wir eigentlich nie aufgegeben. Meine Mutter war eine sehr starke Frau. Sie schaffte es, mit zwei Kindern mit dem Geld, das mein Vater ihr hinterlassen hatte, durch sparsames Haushalten ohne je auf fremde Hilfe angewiesen zu sein bis zur Rückkehr meines Vaters auszukommen. *Sabibinin Sesi*⁸, die Firma, in der mein Vater gearbeitet hatte, bevor er rekrutiert wurde, zahlte noch eine Weile seinen Lohn weiter, und meine Mutter sparte dieses Geld und gab nur wenig davon aus. Unsere Silvesterabende und Festtage verbrachten wir im Vergleich zu den anderen Familien glanzlos. Erst später, als ich sah, von welcher Lebendigkeit die Feste in der Familie meiner Frau geprägt waren, merkte ich, dass ich dies bei uns zu Hause nicht erlebt hatte. Aber das war niemandes Schuld im Speziellen. Es lag an den damaligen Umständen. Es war meiner Mutter nicht möglich, üppige Festmahle zuzubereiten. An Festtagsabenden oder in der Silvesternacht kamen für gewöhnlich ein paar Nachbarn zu uns, wir spielten dann Tombola oder hörten Radio. Wir Kinder schlugen Nägel in ein Brett und spielten dann darauf mit einer Münze Fußball.

Nach dem Jüdischen Kalender ist der Jahresanfang das *Rosch ha-Schana**-Fest, das auf die letzten Tage im September fällt. Da nach dem Mondkalender gerechnet wird, variiert das Datum des Festes jedes Jahr um ein bis zwei Tage. Trotzdem

⁸ Schallplattenhersteller („His Master’s Voice“).

* *Rosch ha-Schana*: Nach dem jüdischen Kalender religiöser Jahresbeginn und Neujahrsfest. Abgesehen davon, dass *Rosch ha-Schana* den Jahresbeginn kennzeichnet, ist es für die Anhänger des jüdischen Glaubens ein besonderer und wichtiger Tag, an dem man mit seinem Gewissen ins Gericht geht, seine Verfehlungen und Sünden beichtet und seinen guten Willen unter Beweis stellt, künftig ein Leben nach Gottes Geboten zu führen. Zu diesem Fest kommen alle Familienmitglieder und Verwandten zusammen, und wenn es unter ihnen Streitigkeiten gab, so werden diese an diesem Tag beigelegt.

stellte das christliche Neujahrsfest für uns auch keinen ganz gewöhnlichen Tag dar. Wie in allen Dingen waren wir auch beim Festefeiern sehr bescheiden.

Auch bei uns gab es wie früher unter den Muslimen Stimmen, die anmahnten „Das heutige Fest ist aber kein Bestandteil unserer Tradition.“ Erst später begriffen wir, dass die Neujahrsnacht nur das Ende einer Zahlenreihe darstellte, und dies unabhängig von jeder Religion. Damals empfanden wir das jedoch anders, vor allem als wir noch klein waren.

Im Vergleich zu den Menschen aus anderen Siedlungen, wie zum Beispiel jenen, die in der Küçük Hendek-Straße lebten, waren die Leuten, die in der Straße der Neve Schalom-Synagoge wohnten, wohlhabender. Die Häuser in der Refik Saydam-Straße waren ziemlich luxuriös und verfügten meist über Heizungen und Aufzüge. Freitags um fünf merkte man sofort, dass der Feiertag der Juden begonnen hatte. Die Läden wurden geschlossen, alle wuschen und rasierten sich und bereiteten sich auf den Sabbat vor. Jeder Freitag war quasi ein Festtag.

Eines der wichtigsten Ereignisse im Jahre 1952 war die Eröffnung der Neve Schalom-Synagoge. Ich kann mich noch an die Feier erinnern, als wäre sie erst gestern gewesen. Über alle Maßen vornehme, höfliche Leute in Frack und Krawatte, die mit ihren Borsalino-Hüten grüßen. Ich sehe jenen Tag noch in seinem vollen Glanze vor meinem geistigen Auge. Da sich die Neve Schalom-Synagoge unweit unseres Hauses befand, konnte ich von unserer Terrasse aus ihr Dach, ihren Balkon und ihre Fenster sehen. Ich lauschte den Gebeten, die in ihrem Inneren gelesen wurden, und betete mit. Da die Fenster offen standen, konnte man die Gebete von der Terrasse aus hören. Wenn alle Menschen nach dem Freitagsgebet wieder nach draußen strömten, war es dort zum Beispiel unmöglich, einen Film zu Ende zu sehen.

Es kam auch oft ein alter Mann in unsere Straße, der Lupinen verkaufte. Wir rannten immer wie die Wilden zu ihm hin. Er verkaufte seine Lupinen eigentlich in kleinen Papiertüten, aber manchmal legte er uns auch ein paar auf die Hand. Er hatte Kinder sehr gerne. Eine Tüte Lupinen konnte sich damals nicht jeder leisten. Der arme Mann hatte ein weiches Herz und egal, was er in den Händen hielt, er schenkte uns immer die Hälfte davon. Die Rufe der Straßenverkäufer mischten sich abends in einander: „*Aki Schabbat, Aki Schabbat!*“⁹, damit diejenigen, die aus der Neve Schalom-Synagoge kamen, Nüsse, Pistazien oder geröstete Kichererbsen kauften. Diese Leute waren fast alle reich. An jenem Tag war die ganze Straße von Fröhlichkeit und Glückseligkeit erfüllt. Jede Woche warteten wir sehnsüchtig auf den Sabbatabend und den darauf folgenden Tag. Deshalb war die Neve Schalom-Synagoge aus meinem Leben nicht mehr wegzudenken. Sie war der wichtigste Bestandteil meines Zuhauses, meiner Kindheit und meiner Jugend. Sie ist ein Gebäude, das die wertvollsten Erinnerungen an all diese Ereignisse und für alle Juden eine große Bedeutung in sich birgt. Aber sie ist viel

⁹ „Der Sabbat ist da, der Sabbat ist da!“

mehr als nur ein Gebäude, sie ist der Ort, der unsere Siege, unsere Niederlagen, unsere kostbarsten Erinnerungen verkörpert. Wir haben dort in größter Eintracht gemeinsam mit der Mehrheitsgesellschaft gebetet.

Es ist schön zu wissen, dass man einander helfen kann. Egal was man tut, es sollte immer jemand anderem nützen. Ganz gleich, ob er unserer Religion angehört, ganz gleich, wer er ist, in erster Linie zählt, dass er ein Mensch ist. Hierzu fällt mir eine Legende ein: Ein Mann trifft im Morgengrauen unterwegs auf einen Mann, der sich auf einem Acker abmüht. Es erscheint ihm merkwürdig, dass der Mann zu dieser frühen Morgenstunde schon auf dem Acker arbeitet, und er fragt ihn:

„He, alter Mann, was treibst Du denn zu dieser frühen Stunde schon auf dem Acker?“

Der alte Mann antwortet, ohne von seiner Arbeit aufzusehen:

„Ich pflanze Johannisbrotsprösslinge. Siehst Du das nicht, Junge?“

„Doch, doch, das sehe ich, aber ist Dir klar, dass von dem Johannisbrot, das aus diesen Sprösslingen einmal entstehen wird, wenn überhaupt erst Deine Enkel essen können werden?“

Der alte Mann aber lässt sich nicht beirren. Während er mit einer Hand weiter in der Erde stochert, deutet er mit der anderen auf ein benachbartes Johannisbrotfeld und entgegnet:

„Und ob ich das weiß! Natürlich! Ich esse doch auch von dem Johannisbrot, das mein Großvater gepflanzt hat.“

Wenn man etwas ins Werk setzt, dann sollte man dabei nicht nur an sich selbst denken, sondern es im Dienste der Menschheit tun. Man sollte nicht nur für sich selbst arbeiten, sondern auch für die nachkommenden Generationen. Dann herrscht eine Kontinuität und alle Generationen haben Schatten über ihren Köpfen und ein angenehmes Leben. Wenn Eure geleistete Arbeit für Euch keine Früchte mehr trägt, dann wird sie Früchte für jemand anderen tragen. Und die Neve Schalom-Synagoge war solch ein Monument. Sie war ein Sprössling, der zu Zeiten meines Vaters gesetzt worden, zu unserer Zeit zu einer Platane herangewachsen war und später als alter Baum unseren Enkeln und deren Kindern kühlen Schatten spenden würde.

Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir je großartige Anschaffungen gemacht hätten. Dennoch brachte mich mein Vater einmal im Jahr, wenn ein Fest anstand, zu einer Schneiderei namens Armao in der Hacupulo-Passage in Beyoğlu und ließ mir einen Anzug nähen. Ich fühlte mich dann immer wie ein richtiger Mann. Jedes Jahr ein Stückchen mehr. Wenn ich an der Messlatte vor dem Spiegel stand, konnte ich sehen, wie viel ich gewachsen war. Den Anzug trug ich das ganze Jahr hindurch zu wichtigen Anlässen und bewahrte ihn sorgfältig auf, damit er nicht schmutzig wurde. Wenn ich einen neuen Anzug bekam, diente mir der alte weiterhin als alltägliches Kleidungsstück neben anderen. Meine Familie war zwar in der Lage, sich über Wasser zu halten, aber dennoch wurde un-

sere Kindheit von den finanziellen Schwierigkeiten, die wir erlebten, und den Auswirkungen des Krieges ein wenig überschattet. Damit wir überleben konnten, nahm mein Vater nach Kriegsende sogar Arbeiten an, die überhaupt nicht zu ihm passten. Wenn es notwendig war, verkaufte er sogar irgendwelche Sachen auf dem Schwarzmarkt, nur, um für seine Kinder Brot kaufen zu können.

Manchmal fuhren wir nach Büyükada. Diese Insel hat für unsere Gemeinde einen ganz besonderen Stellenwert. Auch damals schon. Wir gingen zu Fuß bis zum Anleger in Şişhane und fuhren von dort aus mit dem Schiff weiter. Auf Büyükada breiteten wir dann auf einem kiefernbewachsenen Gelände Teppiche aus und machten dort Picknick. Wenn unsere finanzielle Situation es uns an jenem Tag erlaubte, setzten wir uns auch manchmal in den Teegarten und tranken etwas. Wir gingen schwimmen, und fuhren für gewöhnlich über Karaköy zurück und von dort aus mit dem unterirdischen Schrägaufzug nach Hause. Wir verlebten immer sehr glückliche Stunden an solchen Sonntagnachmittagen. Das Merkwürdige angesichts dieser Umstände war, dass wir als Kinder aufwuchsen, die keine großen Wünsche kannten. Uns immer nur das Beste zu wünschen, lernten wir erst als Erwachsene. Die Zeit, in der wir lebten, gestattete es nicht, sich etwas Besseres zu wünschen. Ich habe nie ein Spielzeugauto besessen. Und insbesondere als Kind wünschte man sich eigentlich nichts sehnlicher als Spielsachen. Aber auch wir hatten eine Kindheit, wenn man sie als solche bezeichnen konnte. Und zwar eine schöne, trotz allem. Die noch unberührte Schönheit Istanbuls, die saubere Luft, die respektablen Leute um mich herum und das Umfeld einer vornehmen Gesellschaft, all diese Dinge, mit denen ich aufgewachsen bin, haben meine Persönlichkeit auf nachhaltige Weise geprägt.

Das Leben war eine bedeutsame und ernste Angelegenheit. Meine Altersgenossen wissen, wovon ich rede. Der Sinn des Lebens steckt in der Bereicherung durch die kleinen Dinge. Um ihrer gewahr zu werden, muss man mit offenen Augen durchs Leben gehen und ein großes Herz haben. Und Gott sei Dank gehöre ich zu dieser Sorte Mensch. Ich habe stets die wertvollen und besonderen Dinge erkannt. Das ist die größte Bereicherung, die es im Leben gibt.

Das Leben ist nicht leicht. Denn man lebt nur einmal und man muss in der Lage sein, die Dinge, die für einen persönlich wichtig sind, die eigenen Prioritäten, und andersherum auch die Dinge, die man vernachlässigen kann, zu erkennen. Für mich ist Gesundheit am wichtigsten. Denn man muss gesund sein, um den Menschen, die man liebt, seiner Umwelt und sich selbst helfen zu können, auch denen, die man nicht kennt.

Nach all den furchtbaren Ereignissen und einem ersten großen Auswanderungstrend zogen die meisten Juden in den 1950er Jahren von Kuledibi nach Şişli. Manche von ihnen entschieden sich für einen Umzug in ein anderes Viertel, weil sie hofften, dort bessere Lebensbedingungen vorzufinden, und andere, weil sie das Erlebte vergessen und noch einmal von vorne beginnen wollten. Wir aber zogen nicht fort.

Meine Schulzeit

Bevor mein Vater zum Militär musste, schickte man mich zu Leuten, die so etwas wie eine Kinderbetreuung anboten. In den Wohnungen der engagierten Leute gab es kindgerecht eingerichtete Zimmer. Meine Mutter schickte mich nur selten in diese Einrichtungen, die im Volksmund „*maestra*“¹⁰ hießen. Wir sangen dort Lieder wie „*Ron ron makaron!*“ oder bastelten. Jeder brachte von zu Hause etwas zu essen in einer Dose mit. Von meinen dortigen Freunden lernte ich auch meine ersten Schimpfwörter. Meine Mutter kam immer fast vor Angst um, weil sie fürchtete, jemand könnte es hören. Solche Unanständigkeiten waren unduldbar. Wir hatten nicht das Glück, uns unsere Schulen selbst aussuchen zu können. In der Nähe unserer Wohnung befand sich eine Grundschule der Jüdischen Gemeinde. Dorthin gingen die meisten jüdischen Kinder. Da unsere finanziellen Möglichkeiten äußerst begrenzt waren, stand fest, dass auch ich diese Schule besuchen würde. Die ältesten weiterführenden Schulen waren die der *Alliance Israélite Universelle*. Was mich betraf, so würde ich auf die bei der jüngeren Generation sehr beliebte Zweite Gemischte Grundschule gehen. Das war eine sehr anspruchsvolle Grundschule. Sie befand sich in der Yazıcı-Gasse, dort, wo heute die Barinyurt-Sozialeinrichtung ist. Die Erste Gemischte Grundschule hingegen befand sich in Şişhane, in der Şair Ziya-Gasse, und der Gymnasialzweig unter dem Namen *Musevi Lisesi*, Jüdisches Lyzeum, in der Bankalar-Straße.

Meine Eltern kauften mir einen braunen Ranzen, in dem ich meine Fibel, meine Hefte, Stifte, meinen Radierer und meinen Spitzer verstaute. An jenem Tage war ich das glücklichste Kind der Welt. Denn zum ersten Mal in meinem Leben würde ich etwas ganz alleine erleben. Mein Vater nahm mich bei der Hand und brachte mich zur Schule. Ich war für mein Alter recht klein. Einige Kinder um mich herum weinten oder jammerten, ich aber dachte nicht im Geringsten daran. Alle versammelten sich in einem Garten. Man gelangte durch eine kleine Tür im ehemaligen Garten des heutigen Neve-Schalom-Kulturzentrums in die Schule. Der heutige Eingang der Synagoge war der Haupteingang der Schule. Die Neve Schalom-Synagoge gab es damals noch nicht. Wir mussten uns alle in einer Reihe aufstellen, während unsere Eltern sich ein wenig abseits begaben. Dann wurde die Nationalhymne gesungen. In der Begrüßungsrede, die von einem Pult aus gehalten wurde, hieß es, dass die Schule uns auf das Leben vorbereiten würde und wir auf die Lehrer hören sollten. Mit den Worten, dass wir inzwischen schon groß seien und unsere Eltern in diesem Gebäude nicht brauchen würden, schickten sie sie fort. Obwohl ich auch eine merkwürdige Leere in mir verspürte, mir aber überhaupt nicht gefiel, dass so viele Kinder in Tränen ausbrachen, beschloss ich, nicht zu weinen. Wir begaben uns in unsere Klassenzimmer, und der Unterricht begann. Wir saßen immer zu zweit auf den Bänken. Ich erin-

¹⁰ Wörtlich: Kindergärtnerin.

nere mich nicht mehr an meinen ersten Banknachbarn, aber ich glaube, es war Moşe Behar. Ich knüpfte sehr gute Freundschaften. Da ich nicht unbedingt zu den Kräftigsten zählte, hielt ich mich im Allgemeinen immer ein wenig abseits und mischte mich nirgends ein. Schon bald begann die ganze Schule mich zu hänseln und „Segelohr“ zu nennen. Eines Tages ertappte mich meine Mutter dabei, wie ich vor dem Spiegel stand und mein Spiegelbild anstarrte.

„Was machst Du denn da, mein Schatz?“

„Ich betrachte meine Ohren.“

„Was ist denn mit Deinen Ohren?“

„Alle hänseln mich, Mama. „Sie sagen immer Segelohr zu mir.“

Sie beugte sich zu mir herunter, nahm mich in den Arm und nachdem sie mir einen Kuss auf die Wange gedrückt hatte, sagte sie:

„Hör zu Bensiyon, kümmere Dich nicht darum, was die anderen sagen. Du bist ein sehr kluges und wunderbares Kind. Das darfst Du nie vergessen. Niemand kann ein Kind lieben, ohne auch seine Ohren, seine Nase und seine Augen zu lieben. Man liebt Dich um Deiner Klugheit willen. Deine Klassenkameraden sind eifersüchtig, weil sie merken, wie gern Dich die Lehrer haben, und wollen Dich deshalb ärgern. Nimm ihnen das nicht übel und bleib' ruhig, zank' Dich mit niemandem.“ Das hielt ich aber nicht länger als zwei Jahre aus und hatte mich damit für ein Kind meines Alters eigentlich als sehr geduldig erwiesen. Ab der dritten Klasse begann ich, mich in Streitereien einzumischen. Als ich nach einem bis zu jenem Zeitpunkt so ruhigen Schülerdasein plötzlich ausflippte, waren alle meine Mitschüler vollkommen perplex. Auf der Straße war ich nichtsdestotrotz eher ängstlich. Ein wenig ängstlich zu sein war jedoch in den Kriegsjahren irgendwie das Schicksal aller Kinder. Während wir nach Hause liefen, wurden die blauen Rollläden heruntergelassen. Man wollte die Stadt so weit wie möglich verdunkeln. Die Stimmung war gedrückt. Niemand wusste, was geschehen würde. Alles lag in einer verschwommenen, unsicheren Zukunft verborgen. Wir waren im wahrsten Sinne des Wortes Kinder des Krieges.

Die meisten meiner Schulkameraden stammten alle aus einer Gegend. Die meisten Juden wohnten damals sowieso in Balat, Hasköy und Kuledibi, einige wenige aber auch in Taksim, Ortaköy, in der Refik Saydam-Straße, in Şişhane und Kuzguncuk. Wir trugen einen schwarzen Schulkittel mit einem weißen Kragen. Aber unsere Kragen waren nicht alle gleich. Die der Mädchen waren spitzenbesetzt. Jeder musste sich seinen Kittel und seinen Kragen zu Hause selber nähen. Diejenigen, die kein Schulgeld zahlen mussten, trugen andere Uniformen. Dies wurde bis 1971 so praktiziert. Wie falsch diese Regelung aber war, wird mir erst jetzt deutlich. Denn das einzige Ziel einer Uniformpflicht ist doch, Gleichheit zu schaffen. Gibt es etwas Schlimmeres, als wenn ein Kind im zartesten Alter anhand der Farbe und dem Model seiner Kleidung darüber Rechenschaft ablegen muss, ob es Schulgeld zahlt oder nicht?

Der Schulbesuch war kostenpflichtig. Aber mittags wurde auch ein Essen ausgegeben. Die Kinder, die in der Nähe der Schule wohnten, durften zum Essen nach Hause gehen. Ich zählte zu den Kindern, die nicht in der Schule essen durften. Die Leute, die anlässlich eines Gedenktages ein Gastmahl veranstalteten, brachten im Anschluss den Kindern aus den finanziell schlechter gestellten Familien etwas zu essen. Zwar erscheint soweit alles wunderbar und normal, doch das war es eigentlich nicht. Denn nach dem Essen erwartete man in der Schule, dass die Kinder diesen Familien dankten und ließ sie für sie beten. Die Kinder, die ein Essen geschenkt bekamen, mussten also jedes Mal diesen Familien danken, indem sie wie zum Gebet ihre Hände öffneten.

Man muss sich einmal ein Kind vorstellen, dessen Familie nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügt, um für sein Schulgeld aufzukommen. Eines Tages isst es nach einer Gedenkfeier zu Mittag. Als ihm jemand sagt, dass es im Anschluss für diejenigen, die ihm das Essen gebracht haben, beten soll, begreift es, dass das Essen der Schule gespendet worden ist. Wer auch immer das Essen gebracht hat, man muss ihm dafür danken. Zwei Stunden lang feierliche Dankeszeremonien für zwei Happen Essen! Eigentlich machten diese Menschen für die Kinder viel mehr kaputt, als dass sie ihnen wirklich halfen. Für sie war es überhaupt nicht wichtig, wie die Kinder sich dabei fühlten, wichtig war ihnen nur, gute Taten zu tun. Aber man begeht keine gute Tat, wenn man dabei ein Herz bricht. Wie Yunus Emre¹¹ einst sagte: „Wer ein Herz kränkt, dessen Gebet ist kein Gebet mehr.“ Auch eine Organisation namens *Sedaka Umarpe*¹² spendete Essen für die Kinder. Später, als ich die entsprechende Führungsposition bekleidete, löste ich diese Organisation auf, wofür ich sehr kämpfen musste. Auch *Mischne Torra*¹³ spendete Essen an die Schule – eine Organisation, die heute bedürftige Schüler vollständig unterstützt, jedoch unabhängig von der Schule arbeitet. Wer Unterstützung erhält, ist bis aufs Äußerste geheim. So wird den Familien geholfen, ohne dass die Kinder dabei in ihrem Stolz verletzt werden. Eine weitere untragbare Regelung bestand damals darin, dass die zahlenden Schüler ihr Essen getrennt von den nicht zahlenden einnehmen mussten. Im Grunde ein Skandal für eine Schule, die von einer Glaubensgemeinde geführt wurde. Eine Gemeinde zu sein, bedeutet doch eine Gemeinschaft zu sein, mit einander zu leben. Zum Beispiel wurden den armen Kindern Schuhe und Kleider geschenkt, und diejenigen, die diese Spenden nicht annahmen, schauten auf die herab, die sie annahmen. Später ist es mir gelungen, diesen Ungerechtigkeiten ein Ende zu bereiten und die Schule nach Ulus zu verlegen.

Unsere Klasse war vierzig Kinder stark. Es gab zwei erste Klassen. Jeder Unterricht wurde von anderen Lehrern abgehalten. Die Hebräischstunden waren aus-

¹¹ Yunus Emre war ein bedeutender türkischer Dichter und Mystiker des 14. Jahrhunderts.

¹² Eine jüdische Wohlfahrts-Organisation.

¹³ Ein seit 1898 bestehender Verein zur Unterstützung von Schülern.

gesprochen langweilig. In der Türkei sprachen wir Türkisch. Das war unsere Muttersprache. Hebräisch dagegen war die Sprache unserer Vorväter. Aber leider kam mir nicht in den Sinn, dass ich sie ja hätte lernen können, um wenigstens die Bedeutung der Gebete, die ich sprach, verstehen zu können. Ich dachte nur ans Spielen. Nachdem ich die ersten zwei Jahre nur still gehalten hatte, bekam ich schließlich von jedem mein Fett weg. Auch Prügel musste ich einstecken. Bei meinem ersten Streit ging es um die Schulglocke. Sie wurde per Hand geläutet. Dies war Aufgabe der Schüler; sie mussten die große, schwere Messingglocke nach links und rechts schwenken. Wenn sie geläutet werden sollte, schoss ich wie ein Pfeil von meinem Platz und versuchte, sie zu schnappen. Da ich sehr schnell war, konnte mich niemand so leicht einholen. Weil ich so versessen darauf war, die Glocke zu läuten, handelte ich mir nach einer Weile den Spitznamen „der Glockenspinner“ ein. Den anderen Kindern gelang es nicht, mich zu überholen und so versuchten sie, mich zu ärgern. Wenn ich nun so über den Grund meiner Erpichtheit aufs Glockenläuten nachdenke, so vermute ich, dass sich dahinter ein gewisser Führungsanspruch verbirgt. Trotz meiner geringen Körpergröße und meiner Schüchternheit, hatte ich den Trieb, andere anzuführen. Stetig trieb mich das Gefühl „Ich mach’ das schon, ich will läuten, ich will das Signal geben!“ Eines Tages nach Schulschluss lief ich wieder allen voraus und nahm die riesige Glocke von ihrem Platz. Genau in dem Moment, in dem ich anfangen wollte, sie zu läuten, nahm eines der anderen Kinder sie mir aus der Hand. Weil ich einen Moment lang nicht aufgepasst hatte, wusste ich überhaupt nicht, wie mir geschah. Der Junge hatte sich vor mir aufgebaut, und die Glocke in der Hand, rief er lachend: „Komm doch und hol sie Dir, Du kleiner Glockenspinner!“ Ich war fuchsteufelswild. Ich rannte hinter dem Jungen her und holte ihn ein, ich griff nach der Glocke und schlug sie ihm auf den Kopf. Das muss ihm sehr wehgetan haben, denn er brüllte wie am Spieß und begann zu weinen. Er war zu Boden gefallen und blutete am Kopf. Ich bekam einen Riesenschreck. Woher hätte ich denn wissen sollen, dass er sofort eine Platzwunde bekommen würde? Inzwischen hatte sich die ganze Schule um uns versammelt. Auch zwei Lehrer, die die Schülertraube gesehen und den Lärm gehört hatten, kamen herbeigeeilt. Sie halfen dem Jungen auf, gaben ihm Wasser zu trinken, verbanden ihm den Kopf, ließen seine Mutter holen und schickten ihn nach Hause. Währenddessen stand ich mit der Glocke in der Hand an die Wand gekauert da und schaute mit angst-erfüllten Augen dem zu, was geschah. Niemand interessierte sich für mich. Plötzlich bemerkte mich einer der Lehrer. Er kam zu mir und ehe ich mich versah, verpasste er mir zwei Ohrfeigen. Ich wusste überhaupt nicht, wie mir geschah. Er war auf alle Fälle zu Recht wütend auf mich, und so bekam ich die ersten Ohrfeigen meines Lebens. Da ich zu Hause recht brav, oder aber vielleicht auch mein Vater so weichherzig war, hatte er nie die Hand gegen mich erhoben. Vor anderen eine Ohrfeige einstecken zu müssen war sehr bitter für mich. Ich senkte meinen Kopf, stellte die Glocke beiseite und ging nach Hause. Meiner Mutter ver-

schwieg ich den Vorfall. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Teils schämte ich mich, teils regte ich mich aber auch darüber auf, dass ich geohrfeigt worden war und teils machte ich mir Gedanken um den Jungen. Am nächsten Tag sah ich, dass die Freunde des Jungen vor der Schule auf mich warteten. Anscheinend war alles ernster, als ich gedacht hatte. Wenn ich es doch nur meinem Vater erzählt hätte, dachte ich bei mir, aber dafür war es nun zu spät. In jenem Augenblick trafen auch einige meiner Klassenkameraden zusammen mit den frechesten Kindern unserer Parallelklasse ein. Zwischen den beiden Klassen entbrannte ein Streit, der jeder Beschreibung spottet. Es flogen die Fetzen. Da wir uns nicht auf dem Schulgelände befanden, meldete uns auch niemand den Lehrern. Aus dem Streit ging niemand als Sieger hervor. Jeder musste Prügel einstecken. Aber wenig später war die ganze Sache auch schon wieder vergessen, und die anderen versöhnten sich mit uns. Mit ihrem Anführer, İzhak Kasuto, bin ich auch heute noch gut befreundet. İshak war auch ein geborener Anführer. Alle waren darauf bedacht, ihn nicht zu verärgern. Die anderen konnten nicht verstehen, weshalb ausgerechnet wir beide so gut mit einander befreundet waren. Selbst heute noch müssen wir schmunzeln, wann immer uns jene Tage wieder in den Sinn kommen.

Als wir zwölf, dreizehn Jahre alt waren, beschlossen İzhak Kasuto und ich, uns eine Arbeit zu suchen. In der Gasse gegenüber der Schule befand sich ein Schuster, und gegenüber davon ein Laden, der koschere Produkte, Kaffee und Schreibwaren verkaufte. Er gehörte İshaks Schwager. Er besaß noch einen weiteren kleinen Laden, direkt nebenan, der leerstand. Da er sah, wie arbeitseifrig wir waren, überließ er ihn uns. Und zusammen mit Yaşar Sagez und Selim Albukrek eröffneten wir einen Briefmarkenladen. Ich besaß eine sehr umfassende und sorgfältig angelegte Briefmarkensammlung, genau wie Yaşar. Und so wurden wir Partner. Manchmal schlossen wir Selim aus, und dann führten nur Yaşar und ich das Geschäft. Wir machten sogar Einnahmen. Mit meinem ersten selbstverdienten Geld ging ich zur Molkerei und aß ein Brötchen mit Würstchen. Es war ein unbeschreiblicher Genuss für mich. Abgesehen von der Hilfstätigkeit für meinen Großvater, war dies meine erste richtige Arbeit.

Es war mir sehr wichtig, Geld zu verdienen. Meine Familie gehörte nicht zu der glücklichen Elite der Jüdischen Gemeinde, aber wir waren auf niemandes Unterstützung angewiesen und konnten uns Gott sei Dank alles kaufen, was wir wollten, und hatten immer genug zu essen. Zwar gab es bei uns keinen Kaviar, dafür konnten wir uns aber Fleisch und Fisch leisten. Dennoch erleichterte mich die Vorstellung, mein eigenes Geld zu verdienen, sehr. Ich war gerne zu Hause und liebte meine Familie über alles, aber ich kann mich nicht entsinnen, dass ich von meinem Geld je etwas gekauft und es mit nach Hause gebracht hätte. Selim Albukrek, der sich uns später angeschlossen hatte und eine ganze Reihe von Streitereien vom Zaun brach, versuchte ständig uns davon zu überzeugen, dass wir aus der Türkei auswandern sollten.

Jeden Tag setzten wir uns draußen vor unseren Laden und hörten Selim zu:

„Ich sag’s Euch, in diesem Land haben wir keine Zukunft. Ihr solltet Euch auch rechtzeitig überlegen, wie es für Euch weitergehen soll. Egal ob nach Amerika oder nach Europa, Ihr solltet von hier verschwinden. Baut Euch ein eigenes Geschäft auf, lebt Euer Leben.“ Wir stritten immer heftig mit ihm. Yaşar und ich versuchten beharrlich, ihm klar zu machen, dass wir nie von hier fortgehen würden. Und er versuchte weiter, uns vom Gegenteil zu überzeugen. Diese Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten dauerten eine ganze Weile an. Aber letzten Endes vermochte niemand den anderen zu überzeugen. Er wanderte aus, wir blieben. Nun lebt er wahrscheinlich in Brasilien.

Es war, als ob meine Mutter mit der Rückkehr meines Vaters erschlaffte. Von der Widerstandskraft, die sie während seiner Abwesenheit an den Tag gelegt hatte, war kein Schimmer mehr vorhanden. All ihre Kraft schien erschöpft zu sein. Um uns kümmerte sich mein Vater. Er war es, der mich zur Schule brachte, der mit uns spazieren ging. Ich dachte jedoch an nichts anderes als an meine Mutter und konnte mich auf keine Zerstreuung so richtig einlassen.

Ich war kein brillanter, aber auch nicht unbedingt ein schlechter Schüler. Da wir zu Hause immer Französisch sprachen, gab es niemanden, der es in Französisch mit mir aufnehmen konnte. Als ich in die Schule kam, sprach ich überhaupt so gut wie kein Türkisch, abgesehen von dem Bisschen, das ich vom Sohn unseres Hausmeisters und einigen meiner Freunde gelernt hatte. Aber schon bald beherrschte ich es fließend. Im Turnen war ich sehr gut, nur die Purzelbäume gelangen mir nie. Selbst heute noch, wenn ich meine Enkel Purzelbäume schlagen sehe, werde ich ganz neidisch. Ich habe immer noch Angst. Wann immer Purzelbaumschlagen an der Reihe war, verdrückte ich mich. Zur Strafe musste ich oft fünfundvierzig Minuten lang auf einem Bein hinter der Tür stehen. In unserer Klasse herrschten eine solche Eintracht und ein solcher Zusammenhalt, dass sich nie jemand über mich lustig machte, wenn ich wieder einmal dazu verdonnert worden war. Einige der Kinder waren den Lehrern deshalb ernsthaft böse und vergaßen diese demütigende Strafe ihr Leben lang nicht. Zwischen dem damaligen und dem heutigen Erziehungssystem liegen himmelweite Unterschiede. Über so etwas wie Kinderpsychologie machte man sich keinerlei Gedanken. Nach der dritten Klasse begann ich langsam mich selbst zu finden. Mit zehn Jahren bricht eine wichtige Phase an. Ich glaubte fest daran, dass ich mit meinem Leben etwas anfangen können würde, aber ich wusste nicht so recht was. Im Türkischunterricht war ich sehr gut. Wir hatten eine Lehrerin, die Cemile Hanım hieß. Sie war es, die uns Türkisch lieben lehrte. Allerdings hatte sie eine Macke. Sie veranstaltete jedes Jahr eine Geburtstagsfeier für ihren Sohn und lud auch uns dazu ein. Allerdings erwartete sie auch, dass wir ihm etwas schenkten. Als eines Tages wieder einmal die Geburtstagsfeier anstand, kaufte ich eine Schachtel Schokoladenpralinen und stieg in Sirkeci in den Zug. Bis ich in Yenimahalle ankam, waren die Pralinen wegen der großen Hitze allesamt geschmolzen. Als ich

mit leeren Händen bei der Party auftauchte, spürte ich, dass meine Lehrerin ein wenig pikiert war. Wieder zu Hause, erzählte ich meinem Vater, was geschehen war. Er regte sich ziemlich auf und sagte „Mach Dir keine Sorgen, mein Sohn, ich kaufe Dir neue Pralinen, und die bringst Du ihr dann mit in die Schule.“ Er bestand darauf, mir eine neue Pralinschachtel zusammenstellen zu lassen, die ich dann mit zur Schule nahm und dort meiner Lehrerin überreichte. Und damit war auch diese Angelegenheit erledigt. Selbst Kleinigkeiten hinterlassen oftmals eine tiefe Spur im Gedächtnis eines Menschen. Wenn dem nicht so wäre, dann wäre dieses Buch nun, Jahre später, nicht entstanden. Deshalb muss man, wenn man in irgendeiner Hinsicht Stellung bezieht, alles sehr sorgfältig bedenken, um nicht unbewusst jemanden zu verletzen.

Weil ich oft während des Unterrichts redete, gab es immer wieder Tage, an denen ich nachsitzen musste. Ich konnte Ungerechtigkeiten nicht ausstehen. Aber wenn ich zu Recht bestraft wurde, leistete ich meine Strafe ohne einen Mucks bis zu Ende ab. Zwar war es sehr schwierig, lange auf einem Bein zu stehen, aber von der Tafel aus hatte man einen sehr schönen Blick auf die Klasse. Ich hatte einen Riesenspaß daran, den Lehrer von dem Platz aus, an dem ich stand, heimlich nachzuäffen. Für die Mädchen begann ich mich erst in der fünften Klasse zu interessieren. Ich hatte auch ein paar sehr gute Freundinnen. Diese Freundschaften gewannen für mich nach meiner Schulzeit scheinbar an Bedeutung, die Beziehungen waren von einer ganz anderen Distanz und Zaghaftheit geprägt.

Als Absolvent der fünften Klasse fühlt man sich wie ein Kaiser. Auch meine Mutter war zu meiner Abschlussfeier gekommen, was mich am allerglücklichsten machte. Sie saß auf einem der Plätze, die für die Angehörigen reserviert waren. Sie hatte sich die Haare machen lassen und sich eine lilafarbene Hyazinthe an den Kragen gesteckt. Ich sehe sie in ihrer Eleganz und Schönheit immer noch vor mir. Auch mein Vater hatte sich sehr schick gemacht. Bereits als kleines Kind habe ich gelernt, besonderen Tagen einen gebührenden Stellenwert einzuräumen. Meine liebe Mutter, die kaum das Bett verließ, war an jenem Tag in die Schule gekommen, hatte sich sogar zugemutet, neue Kleider kaufen zu gehen. Daryo war damals sieben Jahre alt. Ich kann mich aber nicht mehr daran erinnern, ob er auch mitgekommen war. Auf der Feier hielt unser Rektor eine sehr schöne Rede. Als er mir mein Abschlusszeugnis überreichte, sagte er:

„Dieses Zeugnis erhält nun ein Junge, der Ungerechtigkeit nicht erträgt, Diskriminierung verabscheut, ein kleiner Querdenker, dessen Persönlichkeit nun ausgereift ist.“

In jenem Augenblick begriff ich, welch großen Stellenwert die Lehrer in unserem Leben einnehmen. Sie kannten die Kinder sogar besser als ihre eigene Familie sie kannte. Ich beschloss, Lehrern ab sofort stets größten Respekt zu zollen. Und das werde ich auch meinen Enkeln vermitteln. Der Lehrberuf ist etwas ganz Besonderes. Ein Lehrer ist für ein Kind eine Mutter, ein Vater und ein Freund in einem. Und es hängt so vieles von der Persönlichkeit des Lehrers ab.

In jenem Spätsommer begannen wir, eine weiterführende Schule für mich zu suchen. Meine Mutter wollte gerne, dass ich auf eine der damals beliebtesten Schulen, auf das Saint Michel-Lyzeum in Şişli ginge. Alleine schon, weil es sich am französischen Bildungssystem orientierte, gefiel es meiner Mutter. Außerdem war bekannt, dass man dort eine sehr gute Ausbildung erhielt. Meine Mutter sagte immer wieder: „Der Junge muss endlich hier aus Kuledibi rauskommen. Wir sollten ihn nach Şişli schicken.“ Die Juden maßen der französischen Kultur einen sehr großen Wert bei. Ich wurde also im Saint Michel-Lyzeum eingeschrieben. Eine Aufnahmeprüfung gab es nicht. Wer das Schulgeld zahlen konnte, wurde aufgenommen. Es war ein großes Abenteuer für mich, eine Schule zu besuchen, die weit von zu Hause entfernt war. Das Saint Michel-Lyzeum war eine teure Schule, und auch der Schulweg kostete meine Eltern einiges. Mein Geld reichte nur für eine Hin- und Rückfahrt mit der Straßenbahn, nicht aber fürs Umsteigen. Manchmal musste ich auf dem Heimweg von Osmanbey bis zur Tunnel-Haltestelle hinten auf die Straßenbahn springen und auf dem Trittbrett mitfahren. Die Farben unserer Schuluniform waren blau und grau; sie bestand aus einer Jacke, einer Hose und einer Mütze. Zum Verlassen der Schule mussten wir immer Reihen bilden. Es herrschte eine unglaubliche Disziplin. Während wir das Schulgebäude verließen, wurden uns von einem Disziplindirektor Befehle auf Französisch erteilt. Auf dem Weg zur Haltestelle in Osmanbey hatten sich an unterschiedlichen Stellen drei Lehrer positioniert und beaufsichtigten die Schüler, um ihre Sicherheit zu gewährleisten. Wenn zum Beispiel ein Kind nicht mehr in die Straßenbahn passte, erkundigten sie sich nach dem Grund. Ansonsten händigten sie dem Kind sein Fahrgeld aus. Für eine Fahrt mit der grünen Straßenbahn musste man drei Kuruş, für eine Fahrt mit der roten 1. Klasse-Bahn fünf Kuruş zahlen. Zwischen den beiden Stadtteilen lagen Welten. Mir wurde klar, dass ich durch meine neue Schule in ein ganz neues Umfeld vorgedrungen war, in dem eine kalte Atmosphäre herrschte. Meine Abenteuerlust war mir inzwischen vergangen.

Türken sind warmherzige Menschen, so war ich es gewohnt. Und als typischer Türke empfand ich die Schule als kalt. Die Menschen dort umarmten, liebten und grüßten einander nicht. Alle hatten so etwas Förmliches, Distanziertes an sich. Sogar die Angestellten schauten einen immer mit ernster Miene an. Die Weltanschauung der Franzosen, die Art, wie sie mit uns umgingen, wick drastisch von meinen Erwartungen ab. Dass ich in der neuen Schule keinen einzigen Freund hatte, hing vielleicht auch damit zusammen. Meine Schulkameraden wohnten allesamt in feinen Wohngegenden wie Nişantaşı, Maçka oder Şişli. Die griechischen Kinder kamen in der Regel aus Kurtuluş und Şişli. Alle, die in der Schule arbeiteten, nannten sich entweder *Sœur*, *Frère* oder *Monsieur*. Der Ernst der christlichen Welt war überall spürbar. Wer im Religionsunterricht die Kirche besuchte, bekam zehn Punkte, und so konnte man sich, wenn man zehn Mal hinging, zehn Mal zehn Punkte holen. Diejenigen, die diese Punkte sammelten, bekamen ein „*parfait*“ und wurden auf der Ehrentafel eingetragen. Dies war das größte Ziel eines je-

den Schülers. Für mich war es allerdings sehr schwer, da ich nicht am Religionsunterricht teilnahm und somit automatisch benachteiligt war. Wenn mir eine Ungerechtigkeit widerfuhr, krampfte sich immer alles in mir zusammen. Aber meiner Familie erzählte ich solche Dinge nie, um ihr keinen Kummer zu bereiten.

Was meine Schulleistungen anbetraf, bewegte ich mich am liebsten im Mittelfeld. Das war mir lieber so. Wie auch schon in der Grundschule waren Mathematik und Türkisch meine Lieblingsfächer. Auch mit Geschichte konnte ich allmählich etwas anfangen. Die Geschichte der Schlacht von Manzikert¹⁴ auswendig zu lernen oder die Punkte von wer weiß was für Abkommen runterzuleiern war nichts für mich, aber etwas über die Strategien der Osmanen oder anderer Staaten zu erfahren, bereitete mir Spaß. Ich spürte, dass mich Politikgeschichte sehr interessierte. Eigentlich musste man zwei Vorbereitungsjahre durchlaufen, aber da mein Französisch gut war, brauchte ich nur eines zu absolvieren. Als ich Jahre später meinen Sohn, der auch das Saint Michel-Lyzeum besuchte, in die Schule begleitete, sah ich, dass sich weder am Sportplatz, noch am Schulhof oder der Kantine irgendetwas verändert hatte. Nicht einmal die Treppengeländer waren in der Zwischenzeit ausgetauscht worden.

Im Saint Michel-Lyzeum fand jeweils nach der elften und nach der achten Klasse eine Abschlussfeier statt, die jedes Mal ein rauschendes Fest war. Am Jahresende wurde ein Theaterstück aufgeführt, und alle, die dabei mitwirkten, erhielten eine Auszeichnung. Immer wieder sagte ich mir „Wenn ich weiterhin auf diese Schule gehen sollte, dann möchte ich unbedingt auch einmal auf dieser Bühne stehen und eine Auszeichnung dafür bekommen“, aber das war mir leider nie vergönnt. Jahre später wurde ich dafür aber von Staatsoberhäuptern, Organisationen und meiner Gemeinde mehrfach ausgezeichnet. Vielleicht waren die Auszeichnungen, die ich als Erwachsener bekam, eine Entschädigung für die, die ich Jahre zuvor nicht bekommen hatte.

Ein Lehrer namens Monsieur Pierre, der inzwischen in Rente ist, sagte eines Tages zu mir, als ich wegen meines Sohnes in der Schule vorbeischaute: „Weißt Du, Bensiyon, nur sehr wenige von meinen guten Schülern haben es im Leben zu etwas gebracht. Schulleistungen sagen nicht immer unbedingt etwas darüber aus, wie es einem im späteren Leben ergehen wird. Mittelmäßige Schüler haben meist weitaus mehr Erfolg. Das trifft auch auf Dich zu. Aus Dir ist ein Mann geworden, den man heute in der ganzen Türkei kennt, liebt und schätzt.“

Finanziell gut gestellt zu sein war seinerzeit wichtiger als alles andere. Um mir und meinem Bruder eine gute Ausbildung ermöglichen zu können, kauften sich meine Eltern jahrelang keine neuen Kleider. Und ich wollte das nicht ausnutzen. „Ich hab’ die Nase voll von dieser Schule“, sagte ich und sprach mit ihnen offen über meine Gedanken und Gefühle. Daraufhin wurde beschlossen, dass ich ab

¹⁴ In der Schlacht von Manzikert unterlagen die byzantinischen Truppen unter Kaiser Romanos IV. Diogenes am 26. August 1071 den türkischen Seldschuken unter Alp Arslan.

der sechsten Klasse aufs Saint Benoit-Lyzeum gehen würde, vor allem, weil meine Eltern mich in einem menschlicheren Umfeld wissen und mir so schnell wie möglich das Gefühl nehmen wollten, im Religionsunterricht ungerecht behandelt zu werden. In der neuen Schule würden sie mich vom Religionsunterricht befreien lassen. Ich besuchte nun die sechste Klasse, und mein Klassenlehrer hieß Teofil Sargologo. Er war ein Franzose, ein sehr väterlicher Typ, der in der Türkei aufgewachsen war und auch einen türkischen Pass besaß. Er hat mir gezeigt, was einen wirklich guten Lehrer ausmacht. Ihm ist es sogar gelungen, aus einem faulen Schüler wie mir einen Mann zu machen. Ich erreichte in zwei Fächern das Klassenziel nicht, aber weil Monsieur Sargologo sich persönlich für mich einsetzte, wurde ich schließlich trotzdem in die siebte Klasse versetzt. Dort löste sich dann bei mir der Knoten. Ich mauserte mich zu einem sehr guten Schüler. Ein Lehrer namens Jean-Batiste Diguët, über den sich die ganze Schule wegen seiner merkwürdigen Art lustig machte, nahm mich eines Tages beiseite. Während ich noch überlegte, was ich wohl angestellt hätte, sagte er: „Bravo, Pinto. Deine Leistungen sind wirklich ganz ausgezeichnet. Du bist mir in letzter Zeit sehr positiv aufgefallen.“ In jenem Jahr erreichte ich erstmals problemlos das Klassenziel. Ich war dreizehn Jahre alt.

Bei uns zu Hause wurde viel über Politik geredet. Als Jahre später eines unserer Familienmitglieder in die Politik ging, war dies leider auch der Grund, weshalb die Gefängnisinsel İmralı¹⁵ stärker in unser Bewusstsein rückte. İzak Altabef war Gemeindevorsitzender und zwar nur ein entfernter Verwandter von uns, verbrachte jedoch die Festtagsabende für gewöhnlich bei uns. Viele Jahre später wurde er Istanbuler Abgeordneter der Demokratischen Partei (DP¹⁶), und die Haftbedingungen auf der Yassıada¹⁷ setzten ihm sehr zu. Er saß in Kayseri im Gefängnis und wurde dann nach Kasımpaşa verlegt, wo er verstarb. Noch heute frage ich mich, was das für eine Rechtsauffassung ist. Wenn es in einem riesigen Land ein oder zwei Abgeordnete gab, die einer religiösen Minderheit angehörten, musste man dann nicht für sie eintreten und versuchen, diese Vielfalt zu bewahren? Aber heute können sie sowieso nicht mehr gewählt werden. Damals herrschte eine andere soziale Ordnung, die mittlerweile in dieser Form nicht mehr existiert.

¹⁵ Eine Gefängnisinsel im Marmara-Meer, Zu ihren bekanntesten Insassen zählen der Regisseur Yılmaz Güney, der frühere Ministerpräsident Adnan Menderes, der Außenminister Fatin Rüştü Zorlu und der Finanzminister Hasan Polatkan. Die drei letztgenannten wurden zum Tode verurteilt und im September 1961 auf der Insel hingerichtet.

Seit 1999 ist dort als einziger Insasse Abdullah Öcalan, der Vorsitzende der verbotenen Kurdischen Arbeiterpartei (PKK), inhaftiert.

¹⁶ Die auf Türkisch als *Demokrat Parti* bekannte Partei bestand von 1946-1960.

¹⁷ Yassıada ist eine der Prinzeninseln im Marmara-Meer und war der Prozessort im Verfahren gegen Mitglieder der Demokratischen Partei nach dem Militärputsch von 1960. Zahlreiche Angeklagte wurden zum Tode verurteilt und drei von ihnen, unter ihnen der frühere Ministerpräsident Adnan Menderes, wurden auf der Gefängnisinsel İmralı hingerichtet.

Dreizehn, das war ein sehr wichtiges Alter für einen jüdischen Jungen. Er war nun kein Kind mehr, sondern schon fast ein Erwachsener, der als vollwertiges Gemeindemitglied an religiösen Zeremonien teilnehmen durfte und verpflichtet war, Gottes Gebote zu befolgen. Die Verantwortungen, die man einem dreizehnjährigen Jungen auferlegte, waren sehr wichtig und bedeutungsvoll. Er war von nun an für alle Entscheidungen, die er in Zukunft treffen würde, selbst verantwortlich. Als dreizehnjähriges Kind ist es einem auch gestattet, aus der Thora zu lesen. Aus diesem Anlass wird zunächst in der Synagoge und im Anschluss, je nach den finanziellen Möglichkeiten der Familie, an einem anderen Ort eine Feier veranstaltet. Das Kind, das im Rahmen der in der Synagoge abgehaltenen Zeremonie zum *Bar Mitzwa* * ernannt wird, erkennt vor Gott an, nun ein Erwachsener zu sein und bedankt sich bei seinen Eltern und allen ihm nahestehenden Menschen dafür, dass sie ihn bis zu jenem Tage geführt und begleitet haben. Am Abend gibt es dann ein Fest. Meine *Bar Mitzwa* -Feier wurde allerdings nur tagsüber gefeiert. Zwar wurden seinerzeit sicherlich auch prachtvolle Hochzeiten und Feiern veranstaltet, aber wir kannten so etwas nicht. Meistens feierte man in einer Einrichtung namens *Union Française*. Aber wir hatten dafür nicht genügend Geld. Meine Eltern kauften mir für jenen Tag einen schwarzen Anzug und ein weißes Hemd. Ich sah wie ein richtiges Festtagskind aus, wie die alten Leute sagen würden. Mein Vater steckte mir eine weiße Blume an den Kragen. Mit einer *Kippa** auf dem Haupt, las ich mein Gebet vor dem Thoraschrein. Nachdem ich die Glückwünsche der geladenen Gäste entgegengenommen hatte, verließen wir die Synagoge, und luden alle zu uns nach Hause ein. Die Festgesellschaft bestand nur aus Familienmitgliedern, nur die Familie Behars, der ein Freund meiner Eltern war, zählten nicht zu unserem Verwandtenkreis. Und natürlich feierten auch unsere Nachbarn mit uns. Den Gästen wurde Limonade, Kuchen und kleine Kanapees angeboten. Außerdem hatten wir in der Konditorei İnci Profiteroles bestellt.

Mein lieber Vater tat alles, was ihm mit seinen begrenzten finanziellen Mitteln möglich war, damit es uns an jenem großen Tage meiner *Bar Mitzwa* auch an nichts fehlte. Und ich war wirklich sehr glücklich. Nun war auch ich ein großer Mann. Zu meinem dreizehnten Geburtstag bekam ich eine wunderschöne Uhr

* **Bar Mitzwa:** junger jüdischer Mann, der das mündige Alter erreicht hat. Die Bezeichnung *Bar Mitzwa* wird sowohl für die mündig gewordenen Gläubigen als auch für die Feierlichkeiten selbst verwendet. Nach der jüdischen Glaubenslehre gilt jeder Junge, der das dreizehnte Lebensjahr vollendet hat, als selbstverantwortlich für alle seine Handlungen gegenüber Gott.

* **Kippa:** Käppchen. Die Männer jüdischen Glaubens sind der Überzeugung, dass sie ständig von Gott beobachtet werden und müssen daher jederzeit und überall ihren Kopf bedecken. Die *Kippa* ist eine Kopfbedeckung, die die Männer jüdischen Glaubens neben anderen Hutarten entwickelt haben, die praktisch im Gebrauch ist und auf dem Hinterkopf getragen wird.

und Schreibutensilien für die Schule geschenkt. Als Kinder jener Zeit waren wir so teure Geschenke und so viel Trubel gar nicht gewöhnt.

Deshalb wussten wir die Dinge auch zu schätzen und genossen die Feier mehr als alle anderen. Alles hatte einen großen allgemeinen wie auch symbolischen Wert. Wir feierten bis in die späten Abendstunden. Als ich mich schlafen legte, sagte ich „Lieber Gott, ich danke Dir dafür, dass ich meine *Bar Mitzwa* so wunderbar begehen durfte.“ Dieses Gebet schien mir das bedeutungsvollste zu sein, dass ich bis zu jenem Tage je gesprochen hatte. Wer weiß, vielleicht lag es daran, dass ich nun erwachsen war und an jenem Tage zum ersten Mal in meinem Leben laut aus der Thora vorgelesen hatte. Ich verspürte großes Vertrauen in mich selbst und Dankbarkeit. Nie wieder erlebte ich gemeinsam mit meinen Eltern einen so glücklichen Abend. Denn er war der erste und einzige, der nur uns dreien ganz allein gehörte. Und meine Erinnerungen daran sind noch kein bisschen verblasst. Die Gaumenfreude, die uns Speis und Trank bereitete, entsprach wohl der Freude unserer Herzen, denn nie wieder habe ich Limonade als so wohl-schmeckend empfunden.

Ich habe mich Gott stets sehr nahe gefühlt und bin ihm immer dankbar gewesen. Wenn ich mich an Gott wandte und zu ihm betete, gab mir das eine ungeheure Kraft. Beim Beten fühlte ich mich sehr wohl. Es hat mir immer gut getan, für meine Kinder, meine Enkel, meine ganze Familie, für ihre Gesundheit, ihr materielles Wohlergehen, ihren Erfolg und ihr Glück zu beten. Es hat mich Gott noch näher gebracht.

Nach meinem dreizehnten Geburtstag begann ich während der großen Schulferien als Gehilfe in Elektroläden zu arbeiten. Ich wollte den Sommer über ein wenig Geld verdienen und so half ich bei Leon Finzi und Nesim Palti im *Senpiyer-Han*¹⁸ aus. Ich schloss morgens den Laden auf, fegte ihn aus und säuberte den Tisch meines Chefs. Ich brachte ihm sein Fleisch nach Hause und gab seine Schuhe beim Schuhputzer ab. So verdiente ich mir nicht nur ein Taschengeld, sondern lernte obendrein noch, wie man mit Silikon arbeitete. Mein Chef hieß İsak Fis, beziehungsweise war er eigentlich mein „Lieber Chef“, denn so pflegte ich ihn immer zu nennen. Er war der Präsident der Neve Schalom-Stiftung und ich lernte eine ganze Menge von ihm, was Arbeitsmoral und -prinzipien anging, noch heute schließe ich ihn immer in meine Gebete ein. Und dann waren da noch İsak und David Razon. Jahre später machte ich mich selbständig und eröffnete eine Fabrik, aber die beiden blieben weiterhin meine Chefs.

Ich spielte pausenlos Ball. Ich arbeitete und spielte gleichzeitig. Mein größter Traum war, eines Tages für Galatasaray zu spielen. In dem Gebäude, in dem ich arbeitete, befand sich auch das Büro von Suat Bey¹⁹, der Verwaltungsausschuss-

¹⁸ Han bezeichnet hier einen Komplex kleiner Werkstätten und Geschäfte..

¹⁹ „Herr...“, Anrede, die dem Vornamen nachgestellt wird.

mitglied bei Galatasaray war. Eines Tages nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und ging zu ihm:

„Ich kann sehr gut Fußball spielen, könnten Sie mich vielleicht in die Galatasaray-Jugendmannschaft aufnehmen?“

Er schaute mich prüfend an.

„Wirklich?“

„Jawohl, Efendim²⁰, wenn Sie mich einmal spielen sehen könnten, würden Sie mir ganz bestimmt Recht geben.“

Man holte mich also für ein Testspiel mit der Jugendmannschaft ab und sah sich an, wie ich spielte. Mein Können gefiel den Leuten, vor allem aber auch die Tatsache, dass ich Linksfüßler war. „In Ordnung, Junge, Du bist dabei“, sagten sie. Und von jenem Tag an trainierte ich mit der Galatasaray-Jugendmannschaft. Mein ganzes Leben hatte sich mit einem Mal grundlegend verändert. Ich war übergücklich. Mein Trikot, mein Trainingsanzug, meine Schuhe. Ich konnte es gar nicht fassen. Mein Vater, der ebenfalls ein Fußballfan war und wusste, dass ich mich sehr für diesen Sport interessierte, hatte keine Einwände gegen meine Entscheidung. Im Gegenteil, er unterstützte mich sogar.

„Ich habe nur eine Bedingung, und zwar darfst Du die Schule auf keinen Fall vernachlässigen.“

Meine Mannschaftskameraden und ich lieferten uns auf dem Adalet-Spielfeld in Galatasaray regelrechte Schlamm Schlachten. Auch beim Duschen hatten wir immer viel zu lachen und erzählen. Bei schlechtem Wetter trainierten wir im obersten Stockwerk in einem Gebäude in der Hasnun Galip-Gasse. Das war jedes Mal ein unbeschreiblicher Spaß. Ich sah mir jedes Spiel an, wusste über das Leben jedes einzelnen Spielers der Elf, ja sogar auch über jedes der Ersatzspieler Bescheid und verfolgte die Vereinspolitik aus nächster Nähe. Ich träumte davon, eines Tages ein professioneller Fußballspieler zu werden und jede Menge Geld zu verdienen. Ich spielte wirklich gut und verfügte über einen starken linken Fuß. Mein großes Ziel war, in die Juniorenmannschaft zu kommen. Ich sagte mir selbst immer wieder „Bensiyon, Junge, Du wirst einmal ein sehr berühmter Fußballspieler werden, einen Haufen Geld verdienen und zum Torschützenkönig gekürt werden. Lerne nun richtig spielen, dann wird es bald so weit sein.“ Wenn ich nachts in meinem Bett lag, träumte ich davon, wie ich über grüne Spielfelder lief. Natürlich wurde ich auch Torschützenkönig und auf den Tribünen applaudierte man mir im Stehen. Ich trug ein rot-gelbes Trikot²¹ und winkte den Zuschauern zu.

Daryo lebte in einer vollkommen anderen Welt als ich. Ich hatte ein sehr weites soziales Umfeld, er dagegen nur einige wenige Freunde. Wenn ich abends nach Hause kam, wollte er sofort alle Neuigkeiten aus der Mannschaft wissen.

²⁰ Wörtlich, „mein Herr“.

²¹ Rot und Gelb sind die Vereinsfarben des Istanbuler Fußballvereins Galatasaray.

Meine ganze Familie war im Galatasaray-Fieber, nur Daryo war Fenerbahçe-Fan. Da die Erwachsenen zu sehr mit den alltäglichen Verpflichtungen beschäftigt waren, konnten sie nur selten zu Spielen kommen, aber sie wollten danach immer alles bis ins kleinste Detail wissen. Ich war einer der Kandidaten für die türkische Fußballnationalauswahl. Einmal gingen wir zu einem Galatasaray-Spiel. Nach einem Tor durch Eckball von Şükrü Güle grölte das ganze Stadium. Als Mitglieder der Jugendnationalmannschaft saßen wir am Spielfeldrand. Plötzlich erblickte ich meinen Disziplinlehrer Florent Siffri. Er saß neben einem Philosophielehrer namens Louis Marcoul. Siffri und mein Blick kreuzten sich. Und dreist wie ich war, drehte ich mich zu ihm um und winkte ihm. In meinem Verhalten lag auch eine gewisse Selbstgefälligkeit. Aber er reagierte überhaupt nicht und tat sogar so, als wäre ich überhaupt nicht da. Am nächsten Morgen fing er mich vor dem Schuleingang ab. „Komm mal her“, sagte er und langte mir eine. Und dann noch eine und noch eine.

Er schlug mir mitten ins Gesicht. Ich stand blutüberströmt da, während er schrie:

„Für wen hältst Du Dich eigentlich, dass Du glaubst, Du kannst mir einfach von da unten zuwinken?“

Er hatte mich bei einem großen Fehler ertappt. Ich rannte nach Hause. Als mein Vater mich abends in diesem Zustand sah, wurde er fuchsteufelswild. Am nächsten Tag begleitete er mich zur Schule und machte Siffri ausfindig.

„Was um Himmelswillen haben Sie da gemacht, Mann? Hat der Junge Geld gestohlen? Hat er jemanden verprügelt? Was hat er denn getan, um so eine Tracht Prügel zu verdienen?“

Siffri und die Schulleitung baten meinen Vater um Entschuldigung, aber mein Vater ließ nicht locker. Er schlug den Rechtsweg ein. Allerdings ohne Erfolg. Ob der Mann vielleicht noch eine andere Rechnung mit mir offen hatte, weiß ich nicht.

Schule, Arbeit, Fußball. Es war sehr schwer, alles unter einen Hut zu bringen. Trotzdem gab ich nicht auf. Im Sommer verbrachte ich meine gesamte Zeit nach Feierabend beim Fußball. Schweißgebadet eilte ich von Training zu Training, den Ball immer vor mir. Mein Trainer war sehr zufrieden mit mir. Da ich in den Wintermonaten wieder zur Schule musste, hatte ich noch weniger Zeit. Im Unterricht tat ich mich oft schwer, aber das Ende des Schuljahres war ja schon in Sicht. Es war ein Monat seit meiner Tracht Prügel vergangen. Gerade als alles wunderbar lief, und ich glaubte, meinem Traum Schritt für Schritt näher zu kommen, geriet plötzlich alles durcheinander. Es gab einen Bruch, aufgrund dessen ich letztlich einen vollkommen anderen Lebensweg einschlug.

Ich befand mich gerade beim Training im Galatasaray-Club in der Hasnun Galip-Gasse. Es gab dort einen sehr engen Korridor, den ich nach dem Spiel noch mit Fußballschuhen an den Füßen klackernd entlang lief. Eigentlich durften wir das nicht, aber manchmal liefen wir trotzdem bis zum Umkleideraum, ohne un-

sere Schuhe vorher auszuziehen. Die Erwachsenen sagten nie etwas. Außerdem liefen außer mir mindestens noch zehn andere Jungen mit Schuhen dort entlang. Da kam ein Trainer auf mich zu: „He, lauf hier nicht in den Dingen rum, Jude!“, herrschte er mich an. „Zieh sie sofort aus!“ Und er sagte es noch ein zweites Mal: „Jude!“

Aber inzwischen musste ich niemanden mehr nach der Bedeutung fragen. Inzwischen war ich alt genug, um zu verstehen, warum man mich in dem Tonfall als Jude betitelte. Das war eindeutig Diskriminierung. Rassismus. So viele Jugendliche waren -zig Mal mit Fußballschuhen diesen Korridor entlanggelaufen. Nur zu mir hatte er gesagt, dass ich das nicht durfte. Und zur Krönung noch meine jüdische Herkunft da mit hineingezogen. Es störte ihn nicht, dass ich Schuhe trug, sondern dass ich Jude war. Ich starrte ihm ins Gesicht. Unter all den Leuten hatte er sich ausgerechnet mich herausgepickt. Als ob es eine Schande wäre, Jude zu sein, schrie er mich immer noch hasserfüllt an. Ich schwieg. Nachdem er noch eine Weile weiter so zornig herumgebrüllt hatte, verschwand er schließlich. Ich hörte, wie der Widerhall seiner Schritte im leeren Korridor sich immer weiter entfernte. Ich löste die Schnürsenkel meiner Fußballschuhe, zog mein Trikot aus, faltete es zusammen und verstaute es in meiner Tasche. Dann duschte ich, zog mich an und verließ das Vereinshaus. Auf Nimmerwiedersehen. Mein Traum, eines Tages ein großer Galatasaray-Spieler zu werden, hatte an jenem Tag ein jähes Ende gefunden. Ich ging den ganzen Nachhauseweg zu Fuß und dachte nach. Die Leute in diesem Land mochten uns wohl nicht mehr. Also hatte Selim Albukrek doch Recht gehabt. Sie betrachteten uns nicht als ihre Landsleute. Ganz gleich, was wir taten, ganz gleich, wie ähnlich wir ihnen waren, sie verstießen uns. Das hatte ich mit meinem kindlichen Verstand bereits begriffen, als man uns damals den Teppich unter den Füßen wegzog, aber ich hatte dem Ganzen keinen Namen geben können. Ich hatte damals gehofft, dass ich vielleicht später, wenn ich größer war, und mir dieser Vorfall wieder in den Sinn käme, eine Erklärung dafür finden würde. Aber ich fand keine, und würde auch nie eine finden. Denn sie weigerten sich, uns zuzuhören, uns zu verstehen. Für sie war ich ein Fremdkörper. Von der alten Nachbarschaft, den Festen, die man einst gemeinsam gefeiert hatte, war nichts geblieben. Während ich an jenem Abend in der Dämmerung nach Hause lief, fasste ich einen Entschluss: Ich würde von hier fortgehen.

Als ich zu Hause ankam, war es schon fast Abend geworden. Mein Vater war von der Arbeit gekommen und las die Stellenanzeigen in der Tageszeitung, die er in der Hand hielt. Er hatte wohl vor, sich noch eine zusätzliche Arbeit zu suchen. Plötzlich erinnerte ich mich daran, wie er damals an jenem Abend langsam die Tür hinter sich zugezogen hatte und zusammen mit seinen Freunden fortgegangen war, um sich für den Militärdienst zu melden. Ich war nicht so entschlossen wie sie. Und ich hatte nicht die Absicht, ihm von der Wut zu erzählen, die ich im Bauch hatte. Ich setzte mich auf den Sessel neben ihm und betrachtete sein Gesicht. Er war müde. Wie viele Falten doch all die Tage, Jahre, Gedanken

und der harte Lebensalltag auf seinem Gesicht hinterlassen hatten. Wie sich unser Leben doch nur innerhalb so weniger Jahre geändert hatte. Mir kam es so vor, als wäre es erst gestern gewesen, dass ich betete, dass mein Vater bald nach Hause zurückkehren möge. Hatte nicht hinter all diesen Gebeten der Wunsch gesteckt, dass wir so bald wie möglich wieder eine Familie sein würden und ich wieder dieses Gefühl der Wärme und Geborgenheit spüren durfte? Und wie wollte ich jetzt meinen Entschluss umsetzen? Wir würde ich nun an einen völligen unbekannten Ort gehen? Wie sollte ich es meinem Vater beibringen? Er schaute mich über seine Brille hinweg an. Er musste wohl gemerkt haben, dass ich über etwas Wichtiges nachdachte, denn er fragte mich ernst:

„Was hast Du denn, Bensiyon?“

„Ich habe beschlossen auszuwandern, Papa.“

Mein Vater empfand, was auch immer man empfinden mag, wenn man plötzlich mit einem Zukunftsplan konfrontiert wird, von dem man gedacht hatte, dass man sich nie mit ihm auseinandersetzen müsste, und erstarrte. Mit etwas so Schlimmem hatte er wohl nicht gerechnet. Er wurde mit einem Mal kreidebleich. Dennoch ließ er sich nichts anmerken und fragte mich, um mich nicht noch mehr zu reizen: „Wohin denn, mein Sohn?“

„Nach Israel.“

Nun hielt mein Vater es nicht mehr für nötig, seine Verwunderung zu verhehlen.

„Hast Du Dir das denn auch gut überlegt? Du kennst Dich doch dort überhaupt nicht aus. Du hast Dein Leben lang hier gelebt. Dort wirst Du ein ganz anderes Klima, eine ganz andere Geographie vorfinden. Wie willst Du das denn alles auf die Reihe kriegen? Und was wird aus der Schule?“

„Ich habe mir alles gut überlegt, Papa. Beziehungsweise wäre ich von alleine wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen, aber man hat mich sozusagen darauf gebracht! Es ist so gekommen, wie sie es wollten. Ich werde mich dort bei einer Schule um einen Platz bewerben. Das Konsulat wird jungen Leuten, die auswandern wollen, bestimmt behilflich sein. Ich werde mich mal schlau machen.“

Mein Vater begriff offenbar, dass ich wild entschlossen war, denn er fragte sofort:

„Wer hat Dich auf diese Idee gebracht, mein Sohn?“

„Ach, das ist nicht so wichtig, Papa. Mein Entschluss steht fest.“

Zwar bestand er darauf, den Grund zu erfahren, aber ich behielt ihn lieber für mich. Er würde sofort losrennen und auch noch den Verein in Aufruhr versetzen. Wegen Siffrid hatte er die ganze Schule in Aufruhr versetzt, aber was hatte das genützt? Eigentlich gab es zwei Gründe, weshalb ich beschlossen hatte, ausgerechnet nach Israel auszuwandern. Erstes, weil die Schule dort viel leichter war und zweitens, weil bereits meine Tanten dort lebten. Wenn ich in Not geraten sollte, so würde ich zumindest sie um Hilfe bitten können.

Im Februar 1954 brach ich die Schule ab. Damit ich in Israel weiter zu Schule gehen konnte, stellte meine Schule mir eine Bescheinigung darüber aus, dass ich Schüler war und welche Fächer ich belegt hatte. Ich sprach beim Konsulat vor und kaufte mir ein Flugticket.

Während des Fluges dachte ich über Israel nach. Meine Heimatstadt wurde unter mir allmählich kleiner und kleiner und verschwand schließlich ganz außer Sichtweite. Ich hatte keinerlei Ahnung, wohin und was für eine Zukunft ich entgegenflog. Mein Istanbul, mein Kuledibi, meine Mutter, meinen Vater, meinen Bruder, alles hatte ich hinter mir zurückgelassen. Tief in meinem Inneren schmerzte es mich sehr. Aber nun gab es kein Zurück mehr.